

Handwritten text, possibly a signature or name, in cursive script.

729



Belohnte Theilnahme.

Blumengewinde

i n

lehrreichen und unterhaltenden

Erzählungen

für die

wißbegierige Jugend.

Mit acht colorirten Kupfern.

Wien, bey J. Hermann und Sohn,
Kunsthändlern am Graben, zur goldenen Krone Nr. 619.

Gedruckt bey Ant. Benko.

A-359760



DS-2019-4081

V o r w o r t.

Nachfolgende Erzählungen sind größtentheils aus den Werken anerkannter, wenn auch nicht allgemein zugänglicher, pädagogischer Schriftsteller Englands und Frankreichs gezogen, ohne jedoch für Uebersetzungen im gewöhnlichen Sinne gegeben zu werden, da sowohl Einkleidung, als selbst bey mancher die Tendenz den Anforderungen, die ein deutsches Publikum an derley Schriften zu stellen pflegt, angepaßt werden mußten, und demnach auch nie der Hauptzweck jeder Jugendschrift aus den Augen gesetzt wurde, »durch Unterhaltung zu belehren und durch den Inhalt des im Kindesalter zu Lesenden heilsam auf die spätern Lebensjahre zu wirken.« Möge dieß Büchlein recht viel Gutes stiften, und somit seinem Zwecke, wie dem Wunsche des Verfassers entsprechen.

Belohnte Theilnahme.

Die Spazierfahrt.

Am einem schönen Sommertage beschloß Herr von Goldegg, ein begüterter Wechsler, den lange gehegten Wunsch einer größern Spazierfahrt in's Freye auszuführen. Seine Handelsgeschäfte verstatteten ihm eben einige Tage wegbleiben zu können, und die schönen Umgebungen der Residenz waren vollkommen geeignet, diese Abwesenheit zu einem genussreichen Ausfluge zu gestalten. Doch war sein Wunsch hiezu nicht allein dadurch veranlaßt, daß er sich von angestrengten Berufsarbeiten erholen wollte, sondern er dachte auch damit seiner Gattinn, die bey dieser Gelegenheit eine entfernt wohnende Schwester besuchen konnte, einige vergnügte Tage zu verschaffen, und seinem kleinen Sohne Emil einen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben, die der fleißige Knabe durch eine eben glänzend bestandene Schul-Prüfung verdient haben mochte.

Die Mutter.

Frau von Goldegg war eine eben so verständige Hausfrau, als vortreffliche Gattinn und Mutter. In dessen ihr Mann, mit seinen Handels speculationen beschäftigt, oft den ganzen Tag über kaum ein halbes

Stündchen zu Hause zubringen konnte, sorgte sie aufmerksam für die geregelte, sparsame und doch anständige Führung der Haushaltung, vor Allem aber wachte sie sorgfältig über die Erziehung Emils. Außer den Stunden des Schulbesuches hielt sie ihn zur Wiederholung und Ausarbeitung seiner Aufgaben an, sorgte dafür, daß er dann bey dem Spiele sich nicht erhitze, und kam die Abendstunde, wo der Vater zurückkehrte, so bemühten sich beyde durch Erzählung und Gespräche ihm Beispiele zur Nachahmung auf dem Wege des Guten vorzustellen.

E m i l.

Daß der gute Knabe bey Fleiß und Gehorsam unter einer solchen sorgsamten Erziehung seiner Aeltern Wünschen entsprach, wird wohl natürlich erscheinen, und in der That entwickelten sich bey ihm täglich deutlicher die vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens und Geistes. Da er mit Lust und Liebe die Schule besuchte, und es bald keiner Erinnerung bedurfte, ihm zu Hause zur Nachholung des Erlernten zu veranlassen (was er im Gegentheile ungeheissen seine erste Beschäftigung seyn ließ), so war er für sein Alter bald bedeutend vorgeschritten in den meisten Lehrgegenständen, wie die bereits erwähnte gut bestandene Prüfung bewies. Auch seine sittliche Aufführung war musterhaft; gehorsam folgte er jedem Winke seiner Aeltern; nie wagte er ihnen oder jemanden andern eine Unwahrheit zu sagen; bey dem Spiele mit Schulgefährten oder andern kleinen Freunden war er verträglich und nachgiebig, in den Lehrstunden aufmerksam und bescheiden — nur eine üble Eigenschaft beherrschte ihn lange und seine Mutter versuchte es oft vergebens, sie auszurotten.

Emils Fehler.

Obwohl unser kleiner Freund — denn der ist er uns hoffentlich schon geworden? — sich gerne wohlthätig von seinem Spargelde bewies, auch sein Herz leicht vom Mitleiden erregt und er dadurch zu thätiger Hilfe bewogen wurde, so geschah es doch — und leider! nur allzu oft — daß eine gewisse Bequemlichkeit und kindische Flüchtigkeit ihn hinderte, diese thätige Hilfe so schnell oder in dem Maße dem Bedürftigen zukommen zu lassen, als es nothwendig war. Wenn er z. B. mit seinen kleinen Gespielen zu einer Unterhaltung eilte, nahm er sich nicht Zeit (war er auch mit Taschengeld versehen), dem ihm begegnenden Armen irgend eine Gabe zu reichen; wenn er im Winter in sein Mäntelchen gehüllt, in die Schule ging, war es ihm zu unbequem, sich erst der vielen Hüllen zu entledigen, um zur Tasche zu gelangen; wenn er oft Zeuge eines kleinen Unfalls war, den ein theilnehmendes Handanlegen oder doch der geäußerte Wunsch darnach, mildern konnte, besann er sich meistens so lange, daß der Augenblick, wo sein Antheil nützlich gewesen wäre, vorbey war — und dieß Alles nicht aus einer kalten Gefühlslosigkeit oder rauhen Ungefälligkeit, sondern bloß aus Bequemlichkeitsliebe, die bereits in gefährlichem Grade bey Emil einzuwurzeln drohte.

Lehren der Mutter.

Besonders angelegen ließ es sich Frau von Goldegg seyn, jedesmahl, wenn sie Zeuge einer solchen Uebereilung war, ihrem kleinen Sohne Vorstellungen zu machen, oder auch sonst von Zeit zu Zeit auf jenen Fehler hinzudeuten. »Glaube mir, liebes Kind,« sagte

sie eines Tages, »wenn es uns oft unbequem scheint, uns einer warmen Hülle bloß für einen Augenblick zu entledigen, was wird nicht der Arme leiden, der den ganzen Tag, nur leicht bekleidet, den Stürmen des Winters ausgesetzt ist, und dann Abends, vom Froste erstarrt, doch kein warmes Zimmer und oft nicht einmal ein schlechtes Bett findet? Oder wenn wir auf ein Vergnügen so erpicht sind, daß wir nicht einmal die Minute verlieren wollen, unsre kleine Gabe dem Bedürftigen zu reichen, können wir uns nicht vorstellen, wie ihm zu Muth seyn muß, der auf kein Vergnügen denken kann, sondern mit den härtesten Nahrungsforgen zu kämpfen hat? Freylich können wir einwenden, daß die Kleinigkeit, die wir ihm reichen, oft kaum seinen Hunger stillen, und jedenfalls nicht hinreichen kann, ihm wärmere Kleider oder eine geheizte Stube zu verschaffen — aber wenn sich das jeder sagt, erhält der Arme gar nichts, wogegen wir, wenn jeder von uns denkt, seine kleine Beysteuer werde ihm auch nützlich, dadurch wirklich beytragen, daß ihm von mancher Noth wirksam geholfen werde. Aber nicht allein das Geld ist es immer, was einem Bedürftigen noth thut; oft braucht er weit nothwendiger andre theilnehmende Beyhilfe: eine freundliche Auskunft, einen kleinen Dienst oder dergleichen — und wenn wir uneigennützig genug sind, das Vergnügen, das wir jedesmahl empfinden, wenn wir unserm Nächsten dienen, nicht in Anschlag zu bringen, so soll uns schon der einfache Sittenspruch dazu anspornen: »Thue dasjenige an Andern, was du willst, das man dir selber in gleicher Lage erweise.« Diese und ähnliche Gespräche der Mutter wirkten lebhaft auf Emils empfängliches Gemüth, und er bemühte sich ernstlich, seinen Fehler abzulegen, was

ihm auch nach und nach gelang. Doch ward es erst den Folgen der im Anfang erwähnten Spaziersfahrt aufbehalten, wirksam und vom Grunde aus jedem Rückfalle vorzubeugen.

Die Abfahrt.

Die bestimmte Stunde der Abfahrt schlug endlich; Herr von Goldegg stieg mit seiner Gattinn und Emil in den bequemen Wagen, und hurtig fuhr dieser, von dem alten Kutscher geleitet, durch die Straßen der Stadt in's Freye. Zwischen reichen Getreidefeldern, an welche sich Wiesen reiheten, auf welchen Bauerleute das hochgewachsene Gras abmähten und zu Haufen sammelten, zög sich der Weg allmählich bergauf, bis ein dichter Wald unsre Reisenden einschloß. Ungefähr ein Stündchen fuhren sie, bis sie auf einer Bergebene ein hübsch gebautes Wohnhaus erreichten, welches das Eigenthum des Herrn von Rheinfels, eines alten Geschäftsfreundes von Emils Vater, war, und wo dieser einen Tag zubringen wollte, um dann tiefer in's Gebirg zu jener Schwester von Frau von Goldegg zu fahren.

Die Waldquelle.

Herr von Rheinfels nahm seine Bekannten gastfreundlich auf, und Emil fand in den beyden Kindern desselben, Adolph und Marie, muntere Spielgefährten. Nach kurzem Mittagsmahle ward ein Spaziergang in das Wäldchen, in dessen Mitte das Wohnhaus lag, vorgenommen, und man verweilte in demselben bis Abends, da verschiedene Aussichtspunkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft oft und lange gefesselt hatten. Vorzüglich gefiel Emil'n ein stilles Plätzchen, wo

unter jungen Bäumen eine kleine Quelle zwischen Steinen hervorsprudelte, und ein Bächlein bildete, in welchem sich mancher Fisch munter herumtummelte, und das so klar und hell floss, daß jeder Stein am Grunde deutlich zu unterscheiden war. Da in der Gegend die Vorzüglichkeit dieses Wassers bekannt war, so wurden schon vom Hause aus Becher mitgenommen, um sich an dem kristallhellen frischen Getränke zu laben, — natürlich als jeder so lange ausgeruht war, daß nicht die mindeste Spur von Erhitzung diesen Trunk mehr schädlich machte. Die Gesellschaft war schon wieder im Rückwege, als Emil seine Aeltern bath, nochmahls umkehren, und sich noch einmahl an der Quelle erfrischen zu dürfen — was sie gerne erlaubten, da sie fast noch eine Stunde vom Wohnhause entfernt, und überzeugt waren, daß Emil sich beym Hinwege nicht übereilen, und dann dadurch die Labung zu Gift machen würde.

Der alte Mann.

An der Quelle angelangt, befriedigte Emil seinen Durst, und war bereits wieder einige Schritte davon entfernt, als er einen schlicht gekleideten alten Mann, an einem Stabe mühsam gehend, zum Bache wandeln sah, der nur mit aller Anstrengung sich bückend, doch nicht fähig war, das Wasser, nach dem er sich begierig zeigte, in seine hohle Hand zu schöpfen, da er zu sehr zitterte, und demnach alles verschüttete, ehe er es zum Munde führen konnte. Emil dachte seiner harrenden Aeltern, und wollte sich daher durch Umkehren nicht aufhalten — da ihm aber seiner Mutter Lehren und sein Vorsatz, »gefällig zu seyn, wo er es seyn könne und dürfe,« einfiel, ging er doch die Paar Schritte zurück, both dem alten Manne liebreich seinen Beystand an,

füllte ihm den Becher, und reichte ihm denselben mit den Worten: »Hier, lieber Mann, ist mein Becher — so ist es bequemer und es strengt euch nicht so an.« Der Greis nahm, sichtlich erfreut und überrascht, den Becher, leerte ihn, und stellte ihn herzlich dankend mit der Bemerkung zurück, daß es ihn freue, ein Kind gefunden zu haben, welches gefällig sey und das hilflose Alter ehre, und daß er bedaure, schwerlich in die Lage kommen zu können, ihm diesen Liebesdienst zu vergelten. »Aber,« setzte er hinzu, »fahren Sie fort, lieber Kleiner, gefällig und theilnehmend zu seyn, und Sie werden jedesmahl durch das Vergnügen, das sie darüber empfinden, den schönsten Lohn empfangen. Nochmahls meinen herzlichsten Dank!« so rief der alte Mann dem sich hurtig entfernenden Emil nach, der zugleich erfreut und doch halb beschämt war, daß er so oft schon die Gelegenheit versäumt habe, andern nützlich zu seyn. Als er — um die kleine Versäumniß einzubringen — in schnellerem Schritte zu der wartenden Gesellschaft zurückgekehrt war, wurde seines langen Ausbleibens und der großen Hast seines Ganges zwar vom Vater tadelnd erwähnt, doch glaubte Emil, es klänge zu lobsfüchtig, wenn er seine Begegnung ungefragt erwähne — und er hatte ja nicht einmahl so etwas Großes gethan, obwohl eigentlich jedes Kind schon genug thut, wenn es genau und unverdrossen in Allem seiner Aeltern Willen befolgt.

Gefährliches Abenteuer.

Da es schon zu spät geworden war, noch an demselben Abende die Fahrt fortzusetzen, so wurde das freundliche Anerbiethen des Herrn von Rheinfels, seine Gäste über Nacht zu behalten, dankbar angenom-

men, und sanft ruhte im Kurzen alles, nach der Ermüdung des Nachmittags. Demungeachtet wurden die weichen Betten bey Tagesanbruch verlassen, da Herr von Goldegg beschlossen hatte, seine Schwägerinn beym Frühstücke zu überraschen, und mit aufrichtigem Danke schied er mit Gattinn und Sohn von der liebenswürdigen Familie Rheinfels. Die Straße zum Schlosse der Baroninn Wehrstein (so hieß die Schwester der Frau von Goldegg) ging bald bergauf bald bergab, und die Gegend wurde immer mehr von Felsen eingeschlossen, die plötzlich den Ausweg zu sperren schienen, in der That sich aber nur zu einem so schmalen Passe verengten, daß kaum der Wagen durch selbe geleitet werden konnte. Schon hatte er beynah den Ausgang erreicht, als Herr von Goldegg auf einmahl den ängstlichen Ruf: »Nicht weiter fahren, um Gottes Willen!« und unmittelbar darauf ein heftiges Getöse hörte, welches Alle nicht wenig in Schrecken setzte. Ein großes Felsenstück nämlich war von einer steilen Anhöhe herabgerollt und hätte ohne Zweifel unsre Reisenden, wenn nicht getödtet, doch sehr gefährlich verletzt, wenn nicht glücklicherweise auf jenem Gipfel ein alter Mann, der sich der Morgensonne freuend, vor seinem kleinen Hause saß, die Vorüberfahrenden bemerkte, und durch seinen warnenden Ruf der Veranlasser ihrer Rettung gewesen wäre: denn auf sein Geschrey hatte der Kutscher angehalten, um zu sehen, wer rufe, und so entgingen alle dieser großen Gefahr.

Wiedererkennung.

Um sich von dem Schrecken etwas zu erholen, schlug Herr von Goldegg seiner Gattinn vor, auszustiegen; denn an Weiterfahren konnte ohnehin nicht gedacht werden, da man erst den Felsen aus dem Wege schaffen

mußte, was der Kutscher allein nicht im Stande gewesen wäre. Unfre Familie kletterte daher die Anhöhe hinauf, in der doppelten Absicht, ihrem Retter zu danken und ihn zugleich zu fragen, ob er nicht Leute wüßte, die dem Kutscher Hilfe zu leisten geeignet waren. Aber wie staunte nicht Emil, als er in dem Alten jenen Mann von der Quelle wieder erkannte, der nicht weniger erfreut und überrascht war, seinen gefälligen kleinen Freund wieder zu sehen. Als er den Aeltern, die nicht wußten, was diese gegenseitige Freude bedeuete, Emils gestrige Begegnung erzählt hatte, rief er aus: »Wohl Ihnen, daß Ihr lieber Sohn mir gestern den Liebesdienst erzeigte, denn wenn ich ungelabt die Quelle verlassen mußte, so hätten mir meine erschöpften Kräfte nicht erlaubt, so früh wie gewöhnlich heimzukehren, ich hätte nicht meinen gewöhnlichen Morgensitz einnehmen können, da ich nur sehr spät zu Bette gekommen wäre, und ich hätte dadurch die Gelegenheit verloren, das Werkzeug Ihrer Rettung zu werden! Danken wir alle Gott, der anscheinend durch so kleine Umstände so huldreich Ihr Leben beschützte — vergessen Sie aber niemahls, lieber Kleiner, daß wir nichts desto weniger gegen Jedermann gefällig und theilnehmend seyn sollen, wenn auch der Himmel selten so augenblicklich und überschwenglich unfre Pflichterfüllung belohnt!«

Die Wohnung des alten Mannes.

Emils Aeltern, welche Anfangs nach seinem schlichten Aeußern dem Greise für einen Landmann hielten, änderten dieß Urtheil gleich, als sie durch seine Sprache die Art seiner Bildung bemerkten. Sie zögerten daher, auch ihm, wie sie Willens waren, ein Geldgeschenk anzubieten, dagegen sagte ihm Herr von Goldegg sei-

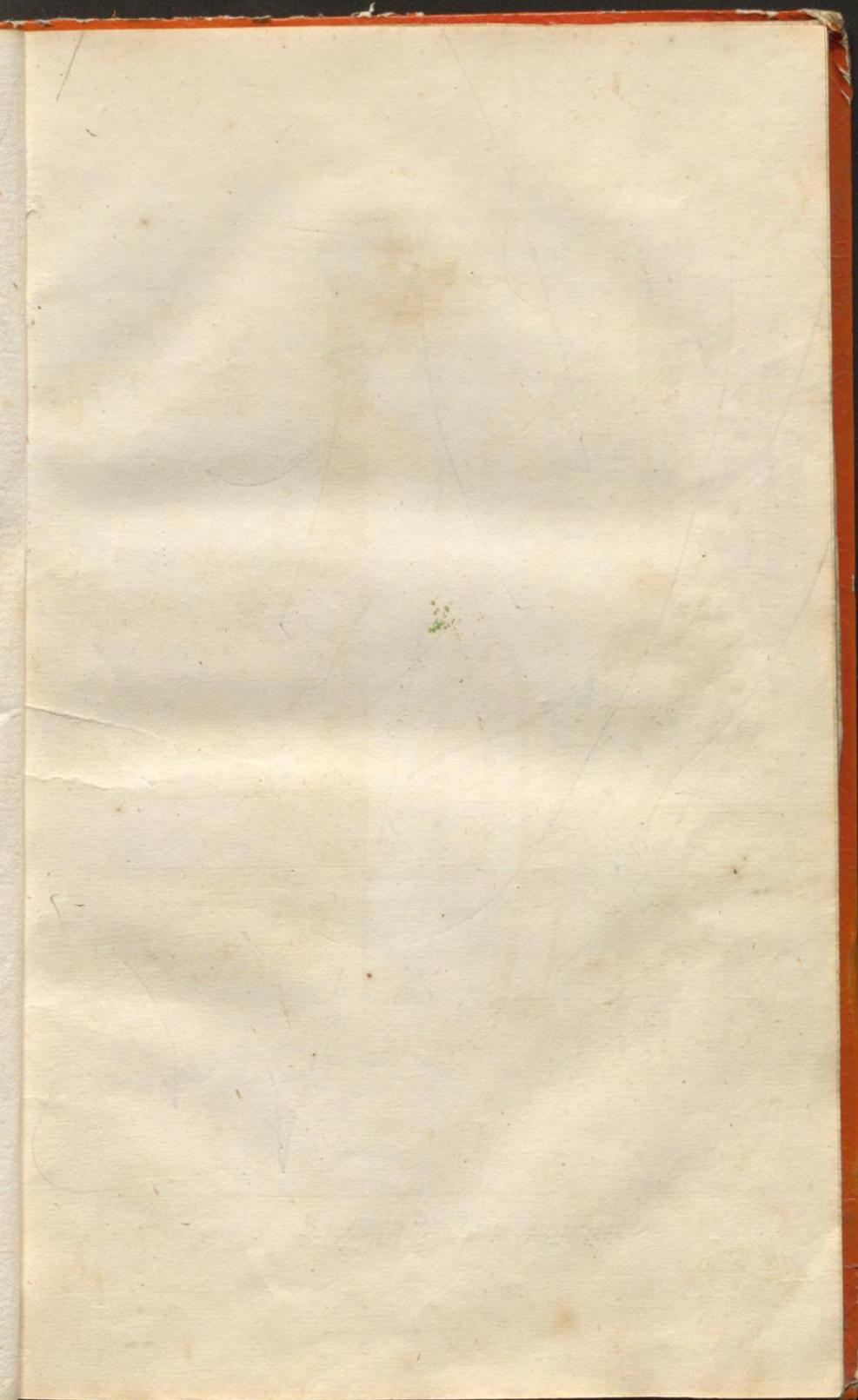
nen Namen und Stand, und erzählte vom Ziel der Reise. Kaum vernahm dieß der Alte, als er seine Freude bezeugte, Verwandte der Baroninn Wehrstein vor sich zu sehen, welche, wie er sich äußerte, seine Wohlthäterinn sey. Er war nämlich früher viele Jahre Verwalter auf ihrem Gute gewesen, und als er seines hohen Alters wegen um Enthebung von seinem Amte bath, gewährte ihm die Baroninn nicht nur dieselbe, nebst einem angemessenen Ruhegehälte, sondern machte ihm auch mit dem neu erbauten Häuschen, welches er nun bewohnte, ein Geschenk, was ihm um so angenehmer war, als es nur wenige Schritte von der Wohnung seiner Tochter, der Gattinn des Revierförsters, entfernt war. Rechtlieb (so war des alten Mannes Name) nöthigte unsre Reisenden, seine Wohnung zu besuchen, und ihre innere Einrichtung war in gleichem Grade zweckmäßig und gefällig. Neben dem freundlichen Schlafgemache war die Wohnstube, worinnen sich eine kleine Büchersammlung befand, und deren Wände mit hübschen Bildern geziert war — und von hier ging eine Thür unmittelbar in ein Gärtchen, welches an jenes des Revierförsters stieß, und mit demselben durch eine Gitterthür verbunden war. Rechtlieb führte seine Gäste zum Förster, der gleich einige Knechte abschickte, dem Kutscher zu helfen, und auf Herrn von Goldeggs Wunsch ihnen einen Jägerburschen als Führer mitgab, da der kurze Weg zur Baroninn zu Fuß zurückgelegt werden sollte. Unter herzlichen Dankfagungen trennten sich unsre Freunde von Rechtlieb, und waren in kaum einem Stündchen an ihr Reiseziel gelangt.

Beschluß.

Emils Tante war nicht wenig von dem unvermutheten Besuche überrascht und erfreut, noch mehr aber, als sie das gefahrdrohende Ereigniß vernahm, vor dessen traurigen Folgen ihre Verwandten die Vorsehung so gnädig schützte. Gerne stimmte sie in Rechtliebs Lob ein, den sie von jeher als ordentlichen, klugen und redlichen Geschäftsmann achten mußte, und dem sie jetzt die Rettung so theurer Angehörigen dankte — aber sie bemerkte auch wohlgefällig ihres kleinen Neffen liebenswürdige Gefälligkeit, dem sie jene Lehren wiederholte, die sich ohnehin bey einer so bedeutenden Erlebniß tief in sein Herz gegraben hatten. Daß er und seine Kellern, so oft sie auf der Baroninn Schloß kamen, den alten Rechtlieb, der noch einige Jahre am Leben blieb, besuchten, und ihm durch Wort und That ihren Dank wiederholt bewiesen, versteht sich wohl von selbst — daß aber Emil Zeit Lebens fest und beharrlich seinen Vorsatz »keine Gelegenheit vorbegehen zu lassen, andern behilflich und gefällig zu seyn« ausführte, war die erfreuliche Folge jenes Abenteuers, und ein Beweis mehr der alten Erfahrung, »daß auch das kleinste Uebel im Leben und »Veranlassung geben könne, daraus wichtige Lehren für »die Zukunft zu ziehen, und besser und glücklicher zu »werden.«

Die Schleifbahn.

»An was dachte denn Bruder Heinrich,
 Daß er die Schleifbahn mit Asche bestreut?
 Soll uns das unsre Lust wohl hindern?
 Haben wir doch schon uns darauf gefreut!
 Also rief scherzend mit seinen Gespielen
 Carl, und gleitet gar munter dahin;
 Bis sie am Abend die Bahn müd' verließen,
 Schon wie ein glänzender Spiegel sie schien.
 Nacht ward's, und Gustav, der freundliche Better,
 Wurde von Carl erwartet zu Haus,
 Schon war die Stunde verflossen — noch immer
 Blieb unser Gustav dem Harrenden aus;
 Endlich vernimmt man ihn trällernd sich nähern,
 Plötzlich jedoch erschallet ein Schrey:
 Carl und Heinrich, gleich ängstlich entgegen
 Eilen besorgt sie, zu sehen was sey.
 Gustav — sie finden am Boden ihn liegen,
 Ihn hat zum Falle die Schleifbahn gebracht;
 O wie jammerte ängstlich nun Carl,
 Daß so gefährvolles Spiel er erdacht.
 Aber gar bald erhob Gustav sich wieder,
 Zwar war er schreckbetäubt, doch unversehr.
 Freudig umarmt ihn jetzt Carl getröstet,
 Diesen jedoch Bruder Heinrich belehrt:
 »Jedem Spiele wird Entschuld'gung
 In der frohen Kinderzeit,
 Aber niemahls geb's zum Schaden
 Unbedacht Gelegenheit.«





Sinchen und Eugenie.

Linchen und Eugenie.

Linchen war die einzige Tochter eines armen Handwerkers, der in einem der größten Häuser der Residenzstadt ein schlechtes Stübchen des Hofraums bewohnte. Zwar konnten ihr Vater und Mutter nur das Nothwendigste lernen lassen, versäumten aber nicht, sie nach Kräften gut zu erziehen, indem sie ihr durch Lehre und Beispiel jene guten Eigenschaften einzupflanzen suchten, die uns, ob wir arm oder reich seyen, allein Gott und den Menschen gefällig machen können. Linchen war also gehorsam, wahrheitsliebend, fleißig und geduldig; dabey behende bey jeder ihr aufgetragenen Arbeit, gefällig gegen jedermann und reinlich in ihrem Aeußern; kein Wunder, wenn sie daher im Hause beliebt war, und vorzüglich war es die Besitzerinn desselben, Frau von Stamming, die Linchen sehr wohl leiden konnte, und sie oft als Spielgefährtinn zu ihrer, nur wenig ältern, Tochter Eugenie kommen ließ. In kurzer Zeit gewann diese Linchen so lieb, daß sie sich nirgends vergnügter als bey ihr fühlte, und auch das arme Mädchen liebte Eugenie von ganzem Herzen.

Linchen versäumte keine Gelegenheit, sich für die Güte, welche ihr von Frau von Stamming erwiesen wurde, dankbar zu zeigen, so wie Eugenie zu beweisen, wie sehr sie ihre Neigung zu schätzen wisse, und Vater Treuholt (so hieß Linchens Vater) konnte natürlich nur mit Vergnügen bemerken, wie anhänglich sein Töchterchen ihrer Freundin sey. Weder er noch ihre Mutter ließen es jedoch an Regeln über ihr Benehmen fehlen, auf daß ihr das Wohlwollen der Frau

von Stämming auch ferner erhalten werde, und Linchen folgte diesen Lehren gern und willig.

Zu Folge der Erlaubniß von Eugeniens Mutter durfte Linchen endlich jeden Tages in den Abendstunden ihre Freundin besuchen, was sie auch niemahls unterließ, bis sie einmahl von Mutter Treuholt, die über ein kleines Unwohlseyn Linchens besorgt war, zurückgehalten, für zwey Tage den gewohnten Abendbesuch unterlassen mußte. Als sie am dritten Abende, wo sie sich wieder ganz gesund fühlte, zur gewohnten Stunde zu Eugenie gehen wollte, fand sie niemanden im Vorssaal, der sie (wie es eingeführt war) angemeldet hätte, und überhaupt herrschte eine Stille in der Wohnung, die Linchen nicht wenig beunruhigte. Endlich sah sie die alte Kammerfrau Magdalena sehr aufgeregert durch die Zimmer eilen, und diese erwiederte auf ihre Bitte, sie zu Fräulein Eugenie zu führen: »Fräulein Eugenie? ey, wenn du mit ihr hättest spielen wollen, hättest du früher kommen müssen: heute ist sie nicht zu sprechen!« Linchen glaubte in diesen Worten einen Vorwurf zu vernehmen, und sagte: »Liebe Frau Magdalena, ich wäre gerne früher gekommen, aber ich war krank!« — »Krank warst du?« entgegnete jene, »daselbe ist mit dem Fräulein der Fall! Sie muß das Bett hütten, und wir befürchten, daß sie die Masern bekomme.« »Um Himmels Willen,« rief Linchen erschrocken aus, »Eugenie ist krank! wenn sie nur nicht stirbt!« Und schnell eilte sie in die Zimmer der Frau von Stämming, und beschwor sie in den rührendsten Worten, ihr doch zu erlauben, zu Eugenie gehn, sie sprechen und warten zu dürfen, und bath, ihr doch diese Gnade nicht abzuschlagen.

Die Mutter konnte ihren Bitten nicht widerstehen, und nun flog Linchen pfeilgeschwinde in das Schlafzimmer Eugeniens.

»Ach lieber Himmel, in welchem Zustande muß ich mein liebes Fräulein finden! darf ich denn nicht bey Ihnen bleiben? sie Tag und Nacht pflegen? bey Ihnen wachen?« mit diesen Worten war sie eingetreten, und Eugenie, ungemein erfreut über Linchens zärtliche Theilnahme, bezeugte ihr durch einen Händedruck, wie sehr sie diese zu schätzen wisse. Auf die Bemerkung von Frau von Stamming, die inzwischen hinzukam, daß auch Linchens Aeltern um ihre Erlaubniß befragt werden müßten, eilte Linchen gleich selber zu ihnen, und erhielt die schmeichelnd erbethene Einwilligung, bey Eugenie zu bleiben, um so lieber, als Vater und Mutter Treuhold hierin eine Gelegenheit fanden, sich ihrer Hausfrau dankbar zu beweisen, und hinsichtlich der Krankheit Eugeniens keine Sorge zu tragen brauchten, weil Linchen die Masern schon früher glücklich überstanden hatte. In kaum einem halben Stündchen war unser Linchen wieder bey ihrer Freundin, und richtete sich gleich förmlich als Krankenpflegerinn ein.

So klein als das liebe Mädchen war, hätte doch nicht bald eine bessere Wärterinn gefunden werden können; Tag und Nacht wich sie kaum vom Bette Eugeniens: wenn diese sich übler befand, und klagte, tröstete sie Linchen mit den Worten: »Nur Geduld, liebes Fräulein, je mehr die Hitze überhand nimmt, desto eher dürfen wir auf eine baldige Wendung der Krankheit hoffen, verhalten Sie sich ruhig, ich will Ihnen die schöne Geschichte erzählen, die ich las, indessen Sie schlummerten, oder will Ihnen ihr Lieblingsliedchen

singen.« Frau von Starming war, wie natürlich, noch mehr um ihre Tochter beschäftigt, als Linchen, und bemerkte mit Wohlgefallen die treue Pflege dieses wackern Mädchens; als daher Eugenie nach ihrer endlichen Wiedergenesung ihre Mutter befragte, wie sie sich für die emsige Sorge ihrer kleinen Freundin dankbar zeigen könne, erwiederte diese, ihre Tochter möge unbesorgt seyn, da sie schon darauf gedacht habe, sowohl Linchen, als ihre Aeltern für die zweckmäßige Erziehung, die sie ihrem Töchterchen gegeben, nach Kräften zu belohnen. — Sie ließ Linchen, die nun nur mehr ein Paar Male des Tages Eugenie besuchte, zu sich rufen, und redete sie ungefähr mit folgenden Worten an: »Liebes Kind, du hast dich während meiner Tochter Krankheit so liebevoll gegen sie betragen, daß ich dir zugleich meine Erkenntlichkeit, als auch mein Wohlgefallen über deine gute Aufführung beweisen möchte. Ich glaube dir daher durch das Geschenk eines vollständigen netten Anzuges, den ich dir hiermit übergebe, eine Freude zu machen, die sich vielleicht vergrößert, wenn ich dir meine Absicht eröffne, dich ganz in mein Haus zu nehmen, zugleich mit Eugenie lernen zu lassen, und auch ferner für deine Zukunft zu sorgen.«

Linchen, ganz erstarrt vor Freude und Ueberraschung, wollte eben ihrem Danke Worte geben, als sie plötzlich durch heftiges Weinen darinnen unterbrochen, und von Frau von Starming verwundert befragt wurde, ob sie etwa dieß Anerbiethen nicht annehmen könne oder wolle.

»D nein!« rief Linchen schluchzend aus, »wie glücklich werde ich seyn, wenn ich von so viel Gnade und Güte Gebrauch machen darf — aber meine armen

Ältern! sollen die in Dürftigkeit schmachten, während ich im Ueberfluß lebe — dieser Gedanke preßt mir Thränen aus!»

»Beruhige dich, liebes Mädchen,« erwiederte die gütige Hausfrau, »auch für deine Ältern will ich sorgen, und dadurch deine zärtliche Kindesliebe belohnen; ich räume ihnen an der Vorderseite meines Hauses ein Verkaufsgewölbe ein, und werde Vater Treuhold mittelst eines Vorschusses hinreichend unterstützen, daß er in Kurzem sein kleines Gewerbe ausbreiten und sich dadurch einen anständigen Erwerb sichern kann. Eile, dieß deinen Ältern, wie auch meine Absicht mit dir zu verkünden, und wenn sie es zufrieden sind, so bringe sie gleich zu mir.«

Es versteht sich von selbst, daß Linchen augenblicklich an Vater und Mutter diese freudige Nachricht brachte: ja das nahe Glück ihrer Ältern bewegte sie so freudig, daß sie mit ihnen bereits auf dem Wege zur Frau von Stammung war, ehe sie noch von etwas Anderm, als deren Unterstützung gesprochen hatte: erst dann fiel ihr ein, auch ihres eignen Loses zu erwähnen, und meine kleinen Leser und Leserinnen können sich denken, wie sehr dadurch die Freude des Ehepaares vermehrt wurde. Dankbar nahmen sie der Frau v. Stammung Anerbiethen an — und Ruhe und Zufriedenheit herrschten nun in beyden Familientreisen.

Vater Treuhold vergrößerte sein Geschäft immer mehr, und sein Einkommen nahm sichtlich zu; Linchen war glücklich, in der dauernden Nähe ihrer Freundin zu seyn, mit ihr die Lehrstunden theilen zu dürfen, und durch Fleiß und Unverdroffenheit in etwas der gütigen Hausfrau dankbar erscheinen zu können; Eugenie war nicht minder selig, ihre treue Gespielsinn immer um sich

zu haben, und Frau von Stammung endlich fühlte das reinste Vergnügen in dem Anblicke dieser guten Menschen, welchen ihre Wohlthätigkeit und Erkenntlichkeit eine so schöne Zukunft bereitete.

Als ungefähr zehn Jahre darauf Eugenie die Gattinn eines angesehenen Staatsbeamten wurde, behielt ihre Mutter die dankbare Freundin ihrer Tochter fortbauernnd bey sich, bis auch sie durch die Wahl eines geachteten Kaufmanns ausgezeichnet, eine glückliche Hausfrau wurde — und diesen Segen wie das Glück ihrer Aeltern, hatte sie nur ihrer Herzensgüte und dankbaren Theilnahme zu verdanken gehabt.

Vater Liebmann und die Seinen.

Die glückliche Familie.

Nicht bald konnte man wohl eine zufriedener und darum glücklichere Familie, als die des Herrn Liebmann, finden. Er war Besitzer eines kleinen Hauses in der Vorstadt, das er mit seiner Frau und seinen beyden Kindern, Rudolph und Amalie, bewohnte, und durch ein bedeutendes Vermögen, das er sich in frühern Jahren durch angestrenzte Thätigkeit und Fleiß im Handel erworben hatte, gegenwärtig in den Stand gesetzt, ganz den Seinigen zu leben, wonach natürlich die Erziehung seiner Kinder seine Hauptbeschäftigung war. Da beyde seinen Bemühungen durch Fleiß, Gehorsam und Aufmerksamkeit entgegen kamen, so fühlte er sich um so glücklicher, als die segensreichen Früchte seiner Lehren im Gemüthe und Geiste Amaliens und Rudolphs immer sichtbarer wurden, und er wie ihre gute Mutter mit Zuversicht hoffen durften, die glücklichen Anlagen der Kinder so zweckmäßig ausgebildet zu haben, daß ihnen eine heitere Zukunft auch in Hinsicht ihres Charakters und Wissens gesichert sey.

Des Vaters Unterricht.

Da Rudolph und Amalie noch sehr jung waren — erster zählte kaum zwölf, und seine Schwester nur neun Jahre — so durfte Herr Liebmann freylich seine Aufmerksamkeit über beyde, trotz ihres Wohlverhaltens, nicht vermindern; er wußte auch, außer den ih-

nen bestimmten Lehrstunden, durch manche Bemerkung sie über Verschiedenes zu belehren, ihre Urtheilskraft zu schärfen, und sie mit Vielen bekannt zu machen, was in der Lehrzeit selber oft unbeachtet bleibt, da es, — als dem eigentlichen Unterrichtsgegenstande fremd — auch nur flüchtig berührt wird. Vor Allem waren es die vom Vater Liebmann häufig unternommenen Spaziergänge, die er hierzu benützte, und folgende Schilderung eines solchen Spazierganges möge ein kleines Bild der Art und Weise, wie unsre Familie sich nützlich zu unterhalten wußte, geben.

Ein Spaziergang.

Es war ein heiterer Herbsttag, als Liebmann mit Frau und Kindern die nahe Stadtgränze überschritt, um in den sie umgebenden Feldern lustzuwandeln. Rudolph und Amalie hüpfen munter voraus, besahen sich jedes Blümchen oder jeden Käfer, der ihnen auffiel, fragten ihre Aeltern um tausenderley Dinge, die ihre stets rege Wißbegierde auf sich zogen, freuten sich, wenn eine Wendung des Weges ihnen den Anblick der ganzen Stadt, oder ihres Wohnhauses allein, bald darboth, bald wieder entzog; ja Rudolph ging am Ende in seiner Lebhaftigkeit zu weit, denn er war im Begriffe, seiner ihm neckenden Schwester durch ein dünnbewachsenes Feld zu entschlüpfen — was natürlich nicht ohne Schaden der darauf stehenden Pflanzengattung geschehen wäre, und daher durch ein ernstes Wort des Vaters, dem Rudolph schnell gehorchte, gehindert ward. Amalie wollte ihren Bruder entschuldigen und pflückte eine jener Pflanzen ab, brachte sie dem Vater, und sagte: »Siehe, lieber Vater, es ist ja nur Unkraut, in das Rudolph springen wollte.« Wie staunten aber beyde,

als ihnen Herr Liebmann lächelnd entgegnete: »die Pflanze, die ihr für Unkraut haltet, ist ein uns Menschen sehr nützlichcs Geschenk der Vorsicht — es ist ein Hanffeld, das Rudolph bald übel zugerichtet hätte, und Seile, Stricke, Bindsaden, Werg und grobe Leinwand verdanken wir dieser wichtigen Pflanze.«

Der Hanf.

Obwohl den Kindern schon aus dem Unterrichte der Pflanzenkunde bekannt war, der Hanf sey ein so nützlichcs Gewächs, so wußten sie doch nichts näheres über dessen Pflege und Verwendung, und bathen daher einstimmig ihren guten Vater, ihnen davon zu erzählen, der ihnen auch in folgenden Worten willfahrte.

»Ich glaube euch vor Allen vom Anbau selber etwas sagen zu müssen; wozu ein sehr gut bearbeiteter Boden erfordert wird. Fast wie ein Gartenbeet muß er umgegraben werden, um den Samen fruchtbringend empfangen zu können; man wählt den Frühlings-Anfang zur Saatzeit, und bey feuchter und warmer Witterung kann man sich in Kurzen seines sichtbaren Wachsthums erfreuen. Im September dann fängt man an, ihn auszuziehen — so nennt man die Art ihn einzuernten — doch geschieht dieß nicht mit allen Pflanzen, wie ich euch gleich zeigen will.«

Zweyerley Gattungen des Hanfes.

Vater Liebmann führte nun seine Kinder zu einem Felde daneben, wo bereits ausgezogener Hanf lag, der aber ganz anders gestaltet war, als jener noch stehende; sie führen auch zweyerley Benennungen, dieser später einzuerntende wird (in Oesterreich) Wäffling, der andere Himmel genannt; doch wechseln diese Nahmen in

manchen Gegenden, und die gewöhnlichste ist den früher reisenden Hanfhahn, den späteren aber Hanfhenne zu nennen. Bey erstern entdeckte Amalie plötzlich in den Samenförnern etwas Bekanntes: es ist dieß nämlich der Hanfsamen, womit man die kleinen Stubenvögel zu füttern pflegt, und auch Amalie gab täglich ihrem lieben Kanarienvogel davon, reichlich unter Gerste gemengt, zu fressen.

Zubereitung des Hanfes.

»Aber wird denn dieser ausgezogene Hanf gleich dazu verwendet, um Stricke daraus zu machen?« frug Rudolph.

»Nein,« entgegnete der Vater, »erst werden die gleich langen Pflanzen zusammen sortirt; dann werden sie, in kleine Bündel gebunden, an Sonne und Luft getrocknet, wodurch dann die Blätter und Samenförner durch bloßes Schlagen an die Mauer leicht getrennt werden können; doch wird bey dem später reisenden Hanf der Same gewöhnlich mittelst eines Stockes ausgedroschen. Die also von Blätter, Blüthen und Samen befreuten Stengel legt man nun in Wasser, um sie zu rösten (d. h. röthen oder rothen), man läßt sie nämlich so lange im Wasser, bis sich der feine Bast von den holzigen Theilen trennt, worauf er wieder im Freyen getrocknet, und dann an die Sailer verkauft wird; die Zubereitung bey denselben erklärt der Augenschein besser, als eine wortreiche Beschreibung, und ich werde euch daher nächster Tage zu einem Sailer führen und ihn bitten, euch Zeuge seiner Arbeit seyn zu lassen.«

Der Sailer.

Als Herr Liebmann diesem Versprechen nachgekommen war, und die Kinder von der Art und Weise

der Zubereitung des Hanfes zu Stricken u. dgl. genaue Einsicht genommen hätten, entspann sich bey dem Heimwege noch folgendes Gespräch unter ihnen:

Amalie. Ich hätte nie gedacht, daß es so vielerley Gattungen Stricke gäbe, als wir eben gesehen haben! da waren ja welche so dünn wie Zwirn, und andre dicker als Vaters Arm!

Vater. Auch ist ihre Anwendung und Benennung verschieden. Die allerstärksten und dicksten nennt man Laue, welche nur auf großen Meerschiffen gebraucht werden; dann kommen die Saile, die bey der Schifffahrt überhaupt, bey Bauten (zum Aufziehen der Bäume u. dgl.) und zu vielen andern verwendet werden; hierauf die Stricke von allen Größen und Stärken, deren Verbrauch ihr im gemeinen Leben fast täglich bemerkt haben werdet: es sey nun als Strangwerk bey Zug- und Lastthieren, oder als Netze der Vogelsteller und Fischer, oder als Behelf zum Tragen und Ziehen von Lasten, oder als Schnürwerk in den Schauspielhäusern; endlich der Windfaden (Spagat), den ihr ebenfalls kennt, und ganz zuletzt der sogenannte Schusterdraht — die feinsten Fäden, womit die Schuhmacher ihre Arbeiten heften.

Rudolph. Das ist doch erstaunlich, zu wie viel man des Hanfes bedarf; er scheint mir eine der nützlichsten Pflanzen.

Vater. Er kömmt zunächst des Getreides und Weinstockes, die uns zu unsrer Nahrung dienen — und nimmt denselben Rang ein, wie der Flachs, aus dem wir bekanntlich Leinwand bereiten; denn auch aus Hanf wird deren erzeugt; zwar sehr grobe, aber um so dauerhaftere, die daher vorzüglich auf Schiffen als Segeltuch verwendet wird.

Amalie. Ich möchte wohl wissen, wer zuerst auf den klugen Einfall gerieth, den Hans so zuzubereiten, daß so vielerley daraus erzeugt werden kann.

Vater. Das dürfte schwer aufzufinden seyn, denn seit den frühesten Jahren her ist der Gebrauch von Stricken und Leinwand schon bekannt; ein Beweis mehr für deren Nützlichkeith, denn je älter eine Erfindung ist, um so mehr pflegen wir uns ihrer Nothwendigkeit versichert zu halten. Jedenfalls wird uns dieß, wie so viele andre Gewächse, zum lebhaftesten Danke gegen die göttliche Vorsehung anregen, welche gnädig für die Menschen sorgte, ihnen so Vieles für Unentbehrlich gehaltene, in so vielen Formen und Gestalten milde zu bewahren.

Folgen einer Lüge.

Wenn Heinrich die Erziehungsanstalt, in welche ihn seine Aeltern in die Kost gegeben hatten, verließ, um die Ferientage bey ihnen zuzubringen, so mußte er freylich auf jene Unterhaltungen, die er mit seinen Schulfreunden so oft spielte, Verzicht leisten, denn um Ball oder Reifen zu schlagen befand sich im Hause seines Vaters, des Freyherrn von Deypenheim, weder Hof noch Garten, und seine Mutter würde nicht wenig besorgt gewesen seyn, wenn in ihren, mit Spiegeln und Porzellan-Geschirr geschmückten prächtigen Zimmern, von solchen gefährlichen Dingen auch nur gesprochen worden wäre.

Gewöhnlich zeigte sich Heinrich in diesem Punkte eben nicht sehr unzufrieden, und traf es sich ja, daß ihm die ruhigen Vergnügungen, welche ihm das väterliche Haus both, langweilig vorkamen, so fand er deren Einförmigkeit doch durch die Freude, sich bey seinen Aeltern befinden zu dürfen, mehr als reichlich entschädigt. Allein es gibt bey Kindern, und wären sie auch noch so gutgeartet, zu oft Gelegenheit, wo sie sich zu Verbothenen gereizt fühlen, und es bedarf dann eines ernstlichen Willens, eines aufrichtigen Vorsazes, um der lockenden Versuchung zu widerstehen.

So ein Augenblick der Versuchung war an einem der letzten Faschingstage gekommen; Baroninn Deypenheim war in ihrem Puzzimmer mit den Anstalten zu einem Balle, den sie Abends besuchen mußte, beschäftigt; ihr Gemahl hatte sich in sein Schreibzimmer einge-

schlossen, um wichtige Briefe zu expediren, und die Dienerschaft war in und außer dem Hause mit Berufsarbeiten beschäftigt, dergestalt, daß Heinrich sich ganz allein und sich selbst überlassen sah. Die Bücher, die er zu Hause fand, hatte er schon oft durchgeblättert; schreiben oder zeichnen wollte er nicht, da er denselben Abend in die Lehranstalt zu seinen Studien zurückkehren mußte — so schleuderte er denn vom Schlafzimmer in den Salon, und von da ins Speisezimmer, sah beym Fenster hinaus — im Zimmer herum, und bemerkte endlich hinter dem Ofen einen kleinen Ball. Wie nach dem bekannten Sprichworte Müßiggang aller Laster Anfang ist, so wurde auch hier sein zweckloses Herumwandeln die Veranlassung, daß er, nach jeder Unterhaltung begierig, des Verbothes seiner Aeltern vergaß, und, sich des Balles bemächtigend, nach Herzenslust damit zu spielen anfing. Kaum aber hatte er ihn ein Paarmahl auf den Fußboden aufspringen lassen, als ein unglücklicher Zufall ihn bey einem dritten Wurfe gegen eine prächtige Porzellan = Vase springen ließ, die herabgeworfen und zerschmettert wurde. Auf das Geräusch des Falles eilte schnell die Baroninn aus ihrem nahen Gemache herbey — noch schneller aber eilte Heinrich in sein kleines Zimmer, wo er, das nächste Buch ergreifend, eifrig zu lesen schien, indessen sein Herz nicht wenig klopfte, wenn er an den Schaden dachte, den seine Unvorsichtigkeit und sein Ungehorsam angerichtet hatte, und der ihm den Lohn seiner bisherigen guten Aufführung zu rauben drohte.

Die Baroninn, ganz erzürnt über den Anblick der zerbrochenen Vase, klingelte gleich die ganze Dienerschaft zusammen; auch ihr Gatte war bey diesem Lärmen herbeygeeilt, da er ein größeres Unglück vermuthet hatte; nur Heinrich ließ sich nicht eher sehen, bis er gerufen

ward, — er versuchte durch eine ruhige Miene seine innere Unruhe zu verbergen, und hatte leider! den unseligen Entschluß gefaßt, sein Vergehen durch Lügner zu verdecken.

Als Alle versammelt waren, wurde natürlich um die Ursache des Unfalles nachgesehen, die man in dem Unglücksballen, der unter ein Kanape gerollt war, auch gleich fand und errieth. Aber wem gehörte derselbe? Nur zwey Kinder waren im Hause: Heinrich und der Jockey Carl. Es entspann sich also folgende Untersuchung.

Baron Deypenheim. Wem gehört dieser Ball?
Heinrich. Mir nicht; mein Vater!

Die Dienerschaft. Dem kleinen Carl gehört er!
Die Baroninn. O der Laugenichts!

Der Baron. Wer hat in diesem Zimmer Ball gespielt?

Heinrich. Ich nicht, mein Vater!

Carl (weinend). Ich noch weniger! Es ist wahr, daß ich diesen Ball auf der Straße gefunden und mit nach Hause gebracht habe; aber nie ist es mir noch eingefallen, damit anders als im Freyen zu spielen.

Die Baroninn. Aber — doch da höre ich einen Wagen, es kommen Gäste; wie kann ich sie empfangen in diesem Aerger, den mir der Verlust einer so kostbaren Vase, deren Mahlereyen alle Augen entzückten, verursachte!

Der Baron. Beruhige dich, meine Liebe! (zur Dienerschaft) Tragt diese Trümmer weg und begeben sich jeder wieder an seinen Platz. Morgen wollen wir diese ärgerliche Sache beendigen.

Die eingeladenen Gäste trafen nach der Reihe ein, und es konnte daher von der Vase weiter keine Rede seyn; Abends wurde Heinrich wieder in die Erziehungs-

Anstalt zurückgeführt, aus welcher kein Jögling über Nacht ausbleiben durfte. — und vor vierzehn Tagen konnte er nicht daran denken, wieder seine Aeltern besuchen zu dürfen.

Ein böses Gewissen ist ein trauriger Lehrgenosse! Doch war Heinrich mehr unruhig als reuig; er wußte nicht, ob seine Lüge auch unentdeckt geblieben sey, und sich als Schuldigen erkannt zu wissen, daran konnte er nicht denken! Als er aber das nächste Mahl zu seinen Aeltern kam, beruhigte ihn in dieser Rücksicht vollkommen der zärtliche Empfang seiner Mutter. Dagegen hörte er eine andre betrübende Nachricht: Carl sey entlassen worden; denn man nahm seine Entschuldigungen als Erdichtung auf, und verkannte die Wahrheit in seinem Munde, um Heinrich's Lüge zu glauben. Das Gewissen, diese göttliche Stimme in unserm Innern, rief Heinrich zu, daß es abscheulich wäre, einen Unschuldigen die Strafe unsrer Fehler leiden zu lassen — aber bereits zog der erste Fehler die folgenden nach sich, und der unglückliche Knabe suchte sich mit den Vorstellungen zu beruhigen, daß ja Carl anderswo leicht Dienst finden werde, daß es jetzt doch zu spät sey und dergleichen Ausflüchte mehr. »Ja,« sagte er sich selber, »wäre ich dabey gewesen, als man Carl fortjagte, da hätte ich sicher für ihn gebethen, aber nun hingehen, mich selber anklagen, das Vertrauen verlieren, was man mir bis jetzt erwies — das ist mehr, als ich thun kann — lieber will ich Zeitlebens schweigen.« Mit solchen elenden Gründen konnte sich Heinrich wohl sein Stillschweigen zu entschuldigen suchen, aber Ruhe gewährten sie ihm nicht. Mitten in der Nacht wachte er oft auf, und glaubte seinen Fehltritt entdeckt. Wurden ihm gar Lobsprüche ertheilt, so

fühlte er besonders tief das Niedrige seines Benehmens: mitten unter Vergnügungen, die ihm seine Aeltern bereiteten, bey Lustreisen, Theatern u. dgl. schleppte er immer seine Last mit sich — und das, was er auf dem Herzen trug, wollte nicht weichen.

Seit Carl entlassen worden war, hörte man nichts weiter von ihm. Gern hätte Heinrich ein ganzes Jahr seine Ferien entbehrt, wenn er dadurch genommen hätte, es ginge jenem armen Knaben nicht schlecht; ja mitunter versuchte er es, sein Gewissen durch Luftschlösser einzuschläfern: da bildete er sich ein, Carl hätte durch jene Entlassung sein Glück gemacht, und befände sich in der beneidenswerthesten Lage, die er daher nur Heinrichs Lüge zu danken habe. Aber selbst wenn er diese Träume verwirklicht gesehen hätte, so mußte er doch immer bey dem Gedanken erröthen, daß weder Vater noch Mutter ihm einer Lüge fähig gehalten und seiner Versicherung arglos getraut hätten. Trotz diesem immer dauernden Kampfe war es jedoch eben die falsche Scham, die Heinrichen hinderte, sein Vergehen zu gestehen, und je mehr Zeit seitdem verflossen war, um so weniger Muth fühlte er zu einem Bekenntnisse.

So war ein halbes Jahr vergangen; die Zeit der Prüfungen kam heran, und Heinrich wurde mit einem Ehrenpreise theilhaft, worüber die Freude in ihm selbst auf Augenblicke das Andenken Carls erstickte. Die Baroninn führte ihren Sohn zur Belohnung seines Fleißes während des Ferienmonathes auf die Landgüter ihres Bruders, wo er liebevoll und mit Lob empfangen, und seinen jungen Vettern als Vorbild zur Nachahmung vorgestellt wurde. »Niemahls,« sagte seine Mutter mit frohem Stolze, »niemahls hat mir Heinrich

auch nur einen Augenblick Kummer verursacht; ich habe ihm kein einziges Vergehen vorzuwerfen.« Wie mußte er da nicht erröthen, als die Baroninn einst bey dem offenen Fenster sich gegen ihren Bruder also äußerte.

Die klagende Stimme eines bettelnden Kindes unterbrach sie; obwohl dessen blasses Gesicht ganz verändert, und die Kleidung zerrissen war, erkannte Heinrich doch gleich den kleinen Carl. Bey diesem Anblicke slog er fast mehr als er lief, über Stiege und Hof, nahm Carl ungestüm bey dem Arme, führte ihn in's Schloß, ließ ihn niedersetzen, suchte in Küche und Speisekammer, was an Erquickung aufzutreiben war, und rief seiner Mutter, die diesen Auftritt als »Beweis von Heinrichs gutem Herzen« bewunderte, entgegen: »Liebe Mutter, es ist Carl!« »Wahrhaftig ja!« rief die Baroninn, »hätte ich ihn doch kaum wieder erkannt. Woher kamst du denn in eine so unglückliche Lage?«

Carl erzählte in folgenden Worten seinen bisherigen Lebenslauf: »Als ich von Ihnen, gnädige Frau, entlassen wurde, gelang es Ihrem Diener Johann, mir bey einem Engländer einen Dienst zu verschaffen. Zwar rühmte mich Johann aus allen Kräften, verschwieg aber die Ursache meiner Entlassung nicht. Der Dienst war strenge und mein neuer Herr zeigte mir wenig Güte. Ich mußte oft anhören, daß er die Lügner nicht leiden könnte, was ich im Vertrauen auf Gott und im Bewußtseyn meiner Unschuld schweigend ertrug. Nach drey Monathen warf mich die ungewohnte Anstrengung, besonders des entbehrten Schlafes — da der Engländer immer erst spät zu Hause kam — auf's Krankenlager; als ich mich zuerst unwohl fühlte, ward ich ein Lügner gescholten, und erst am achten Tage erlaubte mir mein Herr meinen Dienst zu unterbrechen und mich nieder-

zulegen. Ich ward schwer krank und verlor gleich die Besinnung; als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Krankenhause, und hörte von den Wärtern, daß ich fast zwey Monathe lang zwischen Leben und Tod geschwebt sey. Was inzwischen aus meinem ersparten wenigen Gelde und meinen Kleidern geworden ist, weiß ich nicht: ich fand nichts mehr vor.◀

»Nachdem ich das Krankenhaus verlassen konnte, war mein erster Gang nach meines Herrn Wohnhaus, wo ich zu meinem Schreck: vom Portier vernahm, er sey bereits nach England zurückgereist. Ich hatte keinen Dienst, kein Geld, keine Kleider — niemand konnte für mich gutschagen, und in diesem armseligen Aeußern getraute ich mich nicht, mich Ihnen, gnädige Frau Baroninn, vorzustellen. Da rieth man mir, mich zum Distrikts-Commissär zu begeben, um ihn zu bitten, daß er mich zur Rückreise zu meinen, 50 Meilen weit entfernten, armen Aeltern unterstützte; ich empfieng auch wirklich eine Marschrouten mit der Anweisung, daß mir auf jeder Station fünf Groschen verabreicht werden. Das wäre wohl genug, wenn ich bey Kräften wäre, aber noch schwach, wie ich jetzt bin, komme ich nicht vorwärts, und kann kaum in einem Tage die fünf Groschen gewinnen. Statt zu Kräften zu kommen, werde ich immer schwächer; noch konnte ich heute keine Station erreichen, und habe daher, vom Hunger überwältigt, das erste Mahl gebettelt!◀

Wie floßen Heinrichs Thränen bey dieser Erzählung! Auch seine Mutter war gerührt, und auf des Dufels Vorschlag, zusammen zu steuern, daß der Kleine so viel bekäme, um den noch weiten Rest seines Weges zu Wagen machen zu können, zog jeder der Anwesenden mit Freuden sein Beutelchen; da rief Heinrich aus:

»O liebe Mutter, ich wüßte für Dich noch etwas Besseres als meines guten Onkels Vorschlag: bitte den Vater, Carl wieder in Dienste zu nehmen. Wie er sagt, sind seine Aeltern arm, also würde seine Rückkehr ihre Last nur vermehren, da er zu schwach ist, um arbeiten zu können, dagegen er bey uns seiner Gesundheit pflegen darf.«

»Aber,« warf die Baroninn ein, »wie können wir ihm Vertrauen schenken, da er noch fortdauernd seine Lüge so dreist behauptet?« Kaum hatte Carl noch zur Erwiderung, seine Betheuerung, daß er immer die Wahrheit sagte, schluchzend vorgebracht, als Heinrich endlich, wenn auch spät, zur Verbesserung seines Fehlers schritt, und mit gesenktem Blicke, Carl die Hand drückend, ausrief: »Liebe Mutter, ich gestehe es, ich war es, der den Ball gefunden, damit gespielt und die Base zerbrochen hatte. Ich habe damals gelogen, aber jetzt kann ich unmöglich länger den armen Carl in Elend sehen und mich als Ursache davon anklagen müssen. O liebe Mutter, verzeihe mir, und entziehe mir Deine Liebe und Dein Vertrauen nicht!« Als er auf die liebevolle Entgegnung der Mutter sein Auge zu ihr erhob, da fühlte er, wie uns das Gewissen immer am Besten rathe und wir nichts Klügeres thun können, als ihm zu folgen. Seine Verwandten bezeigten ihm ihre Zufriedenheit mit seinem Geständnisse — und sein Schulpreis verursachte ihm nicht halb so viel Vergnügen, als er jetzt empfand, da er der drückenden Last sich entledigt hatte. Gerne verhiess ihm die Mutter ihr Vorwort beym Vater, der seinerseits ebenfalls es mit einem liebevollen Verweise bewenden ließ, und ihm darauf aufmerksam machte, wie klein die härteste Strafe, die ihm

damals dictirt worden wäre, gegen das quälende Bewußtseyn, was er seither empfunden, erschienen wäre.

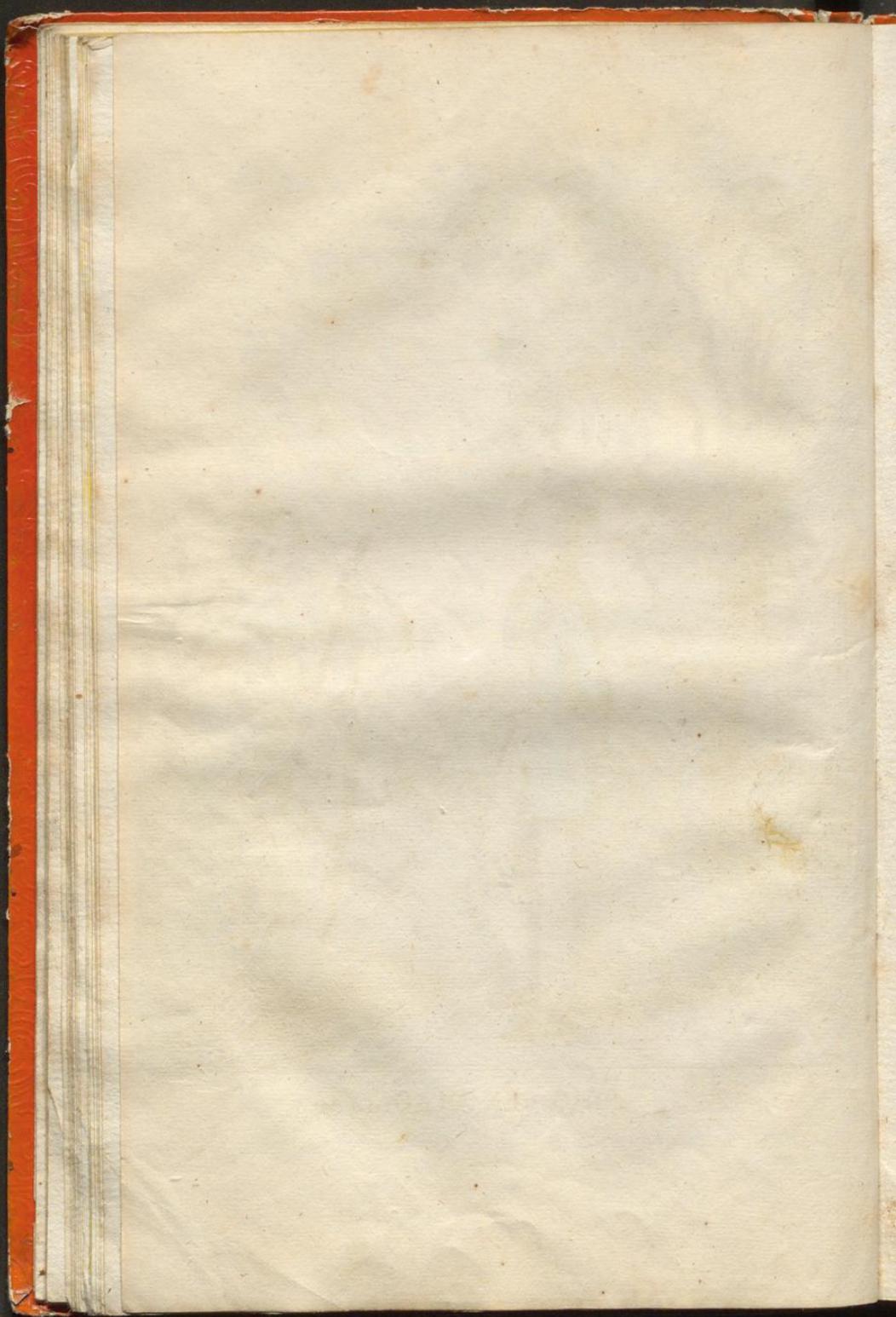
Seit dieser Zeit trennte sich Carl nicht mehr von seinem jungen Herrn, mit dem er manche Lehrstunde theilte und mit ihm an Fleiß und guter Aufführung eiferte — daß Heinrich aber nie mehr log, meine ich, werden meine kleinen Leser meiner Versicherung glauben.

Fleiß und Müßiggang.

Ernst und Philipp waren Zwillingenbrüder, die sich zwar sehr ähnlich im Aeußern, aber um so weniger gleich im Charakter waren. Obwohl beyde gehorsam, dankbar und talentvoll, wie überhaupt mit vortreflichen Naturanlagen ausgestattet waren, so machten sie doch, wie der Titel dieser Erzählung errathen läßt, einen ganz verschiedenen Gebrauch davon. Ernst war am glücklichsten, wenn er beschäftigt seyn konnte, wogegen Philipp am frohesten war, nichts thun zu dürfen; wenn Ernst sich alle Mühe gab, seine Aufgabe zur Zufriedenheit des Lehrers auszuarbeiten, eilte Philipp, bloß damit fertig zu werden, ohne viel um das Wie zu fragen, überdies hörchte er auch wenig auf Andern Rath, war voll Selbstvertrauen, glaubte, in einem Alter von kaum zwölf Jahren, schon genug Erfahrung zu haben, sich selbst leiten zu können, und nahm sich demnach auch keine Mühe, die ihm mangelnden Eigenschaften zu erwerben, da er sich für vollkommen hielt. Ernst hingegen dachte über alles nach, was man ihm sagte; zweifelte stets an sich; hielt sogleich ein, wenn man ihn aufmerksam machte, daß er nicht recht handle, und sparte keine Mühe, sich Fehler abzugewöhnen; denn ich will nicht behaupten, daß er ganz fehlerfrey gewesen wäre. Ein Knabe kann in acht Tagen kein Jüngling werden, und eben so wenig die Unvollkommenheiten der Kindheit, im Verstande und Gemüthe, auf einmahl verbessern; nur durch Geduld und Beharrlichkeit kann man eingewurzelte Fehler austrotten, und sich dafür gute Eigenschaften erwerben; um so mehr



Fleiß und Müßiggang.



aber soll man auf den Rath von Aeltern und Klügern Leuten hören und sich darnach benehmen.

Herr und Frau von Willner, die Aeltern jener Brüder, bewohnten ein schönes Haus einer Provinzial-Hauptstadt. Es war ein großer Garten dabey, in den Ernst und Philipp in ihren Freystunden spielen und sich unterhalten durften. Da sie öfters dem Gärtner zusahen, wie er Blumen pflanzte und Früchte pflückte, so glaubten sie ein großes Vergnügen zu genießen, wenn sie selbst jeder ein Gärtchen darin besaßen.

Ihr gütiger Vater bezeichnete auch jedem der Brüder ein kleines Beet, worauf er ihnen nach Willkür zu pflanzen, so wie dem Gärtner erlaubte, ihnen Sämereyen oder Strauchwerk, nach ihrem Wunsche, zu geben, verboth ihm aber, ihnen durchaus bey der Pflege thätig zu helfen. Doch gab er ihnen natürlich die gehörige Anweisung zu diesem Zwecke, machte sie aufmerksam, wie das Unkraut den Wachsthum der Pflanzen hindre und ausgejätet werden müsse; daß man das Gießen bey trockener Witterung nicht sparen dürfe, und empfahl ihnen vor Allem, es nie an Arbeit und Sorgfalt fehlen zu lassen, da sie allein durch diese hoffen durften, ihr Gärtchen Blumen oder Früchte tragen zu sehen.

Philipp war von diesen beyden Gewächsen ein gewaltiger Freund; er beschäftigte sich demnach während einigen Tagen nur damit, Blumensamen zu streuen, Stauden und kleine Bäumchen zu pflanzen, und wartete getrost, daraus wachsen zu sehen, was er wünschte; daß er dabey vergessen hatte, wie Blumen und Obst ohne Pflege nicht wachsen, und ohne tägliches Ausrotten das Unkraut so überhand nehmen werde, daß dadurch das Fortkommen der guten Pflanzen verhindert sey, sie ersticke, und ihnen die Nahrungssäfte entziehe — daß er an dies

alles nicht dachte, war die Folge seines gewöhnlichen Leichtsinnes; was aber als kindische Unwissenheit verzeihlich gewesen wäre, wurde strafbar als Nichtachtung der väterlichen Rathschläge, welche theils aus Sorglosigkeit, theils aus Faulheit nicht befolgt wurden.

Da nützte Ernst die Lehren seines guten Vaters weit besser! »Wie glücklich bin ich,« dachte er, »daß mich mein Vater so genau unterrichtet hat, was ich zu thun habe! Wie wäre ich wohl sonst darauf gekommen?« Und gleich fing er an, das Erdreich umzugraben; es eben zu rechen; Löcher hineinzustecken, wohinein er ein kleines Obstbäumchen, Gesträuche mit Beeren und Blumen samen legte — bis endlich die Zeit des täglichen Gießens und Unkrautjärens kam, wo er nicht minder fleißig und thätig war. Auch freute er sich des sichtbaren Wachstums und Gedeihens seines kleinen Beetes nicht wenig, und gern vergaß er der Beschwerden, die ihm oft das stete Gebückt seyn, das Arbeiten in der Hitze, und überhaupt das Ungewohnte der Anstrengung im Anfange verursachte. Eben das Gedeihen und die Hoffnung einer Ernte seiner Bemühung erleichterte und versüßte das Lästige seiner Arbeit, die er munter verrichtete, indessen ihm sein Bruder dabey mürrisch und gelangweilt zusah.

»Nun habe ich kein einziges Unkraut mehr in meinem Beetchen,« begann Ernst. — »Meine Erdbeeren fangen an zu blühen, und mein Kirschbäumchen wird allgemach grünen; bereits bin ich mit der Umgrabung des Erdreiches fertig.«

»Ja, aber müde wirst du seyn!«

»Was liegt daran? hat uns Vater nicht gesagt, daß wir nur durch Müß und Fleiß zu etwas kommen können?«

Philipp besah sein Beet; bereits fingen sich an Brennesseln, kleine Disteln und anderes Unkraut zu zeigen. Er seufzte, hatte aber nicht den Muth, sie auszureißen.

»Du seufzest, Philipp? Also bist du nicht zufrieden, und bist doch nicht müde? Siehe, wenn ich arbeite, vergesse ich auf die Müdigkeit, befinde mich vortrefflich, und habe keine Zeit zum seufzen!«

Des andern Morgens erwachten beyde Brüder schon sehr zeitig. Der Regen schlug an die Fenster; »o wie das ärgerlich ist,« rief Philipp aus, »es regnet, und wir können heute nicht in unsern Garten gehen.«

»Auch mich verdrießt es,« sagte Ernst; »wenn ich aber denke, daß der Regen meinen Pflanzen wohlthätig seyn werde, finde ich mich getröstet.« Mit diesen Worten drehte er sich um und schlief ein, indessen Philipp mißlaunig zusah, wie der Regen falle, und nothwendigerweise denken mußte, daß er auch wohlthätig auf das Wachstum des Unkrautes wirken werde.

Es vergingen Wochen und Monathe; Philipp hatte, gleich seinem Bruder, gesäet und gepflanzt, da er jedoch weder umgraben noch gießen wollte, manche Samenkörner nur flüchtig gestreut hatte, daß sie der Wind leicht verwehen konnte, und das Unkraut, welches die keimenden Pflanzen erstickte und verdrängte, nicht ausjätete, so war es natürlich, wenn Philipp auch nichts erntete. Doch ward er nicht allein dadurch, sondern auch durch die Beschämung bestraft, die er erleiden mußte, als eines Tages mehrere Freunde seiner Aeltern, die bey denselben gespeist hatten, im Garten lustwandelten und vor Ernsts Beet stehen blieben. Man bewunderte dessen Ordnung, lobte die Sorgfalt der Pflege und der bescheidene Anabe erröthete, indem er sich zugleich freuete,

da er wohl fühlte, das Lob zu verdienen. Er both der Gesellschaft Blumen und einige Früchte an, und auch der Vater drückte ihm seine Zufriedenheit aus, daß er seinen Rathschlägen gefolgt habe, und sich für seine Mühe jetzt durch das Vergnügen entschädigt sehe, den Gästen aufwarten und sich seiner Pflanzung freuen zu können. Dann fügte er hinzu: »Wie steht es denn mit Philipp's Garten? Er empfing von mir dieselbe Belehrung, und vom Gärtner dieselben Sämereyen und Pflanzen, wie du.« Da war freylich ein garstiger Unterschied; man erblickte nichts als ein Feld voll Unkraut, unter denen weniges Gesträuch seine welken Zweige nur als Beweis der mangelnden Pflege zu zeigen schien. Philipp kehrte sich, mit Thränen im Auge, um; sein Vater nahm ihn bey der Hand und sagte: »Du siehst mein Kind, den Unterschied der Folgen von Fleiß und Faulheit; dein Gärtchen könnte so schön wie das deines Bruders seyn; doch fehlte dir dazu guter Willen und Beharrlichkeit; denn ihr hattet gleiche Mittel, wovon aber du nicht Gebrauch machtest.«

»Lieber Vater, ich konnte ja nicht so arbeiten, wie Ernst!«

»Du willst vermuthlich sagen, du wolltest nicht so arbeiten wie er! Warum konntest du es denn nicht? Du hast zwey Hände wie er; bist weder jünger, noch schwächer, noch kleiner wie er; gleich ihm bist du noch unerfahren; aber er hörte mit Aufmerksamkeit meinen Rath; ließ sich in dessen Befolgung, durch ein wenig Müdigkeit, nicht hindern, und erntet heute die Frucht seines Fleißes, indessen dir dein Gärtchen nur Mißvergnügen machen muß, da es deine Trägheit und Nachlässigkeit beweist.«

Philipp mußte sich selbst gestehen, daß sein Vater

Recht habe, und entfernte sich mit betrübter und schmolender Miene. Ernst eilte ihm nach, umarmte ihn zärtlich und sprach: »Kränke dich nicht, lieber Bruder, der Vater wird dir nicht ernstlich böse seyn. Morgen helfe ich dir, dein Beet zu reinigen; ich werde aus dem meinigen Nelken und andere Blumen, die dir gefallen, hinein pflanzen, und in Kurzem genießt du dann die Freude, so schöne Blumen zu haben als ich.«

Philipp war eben nicht böseartig und liebte seinen Bruder sehr, aber wie ein Fehler immer einen andern nach sich zu ziehen pflegt, konnte ihn in diesem Augenblicke nichts zufrieden stellen, da er selber mit sich unzufrieden war. Statt seinem Bruder sich für dessen Liebe erkenntlich zu zeigen, drehte er ihm schweigend den Rücken zu und ging in's Haus. So strafte er eigentlich sich selber. Seine Faulheit hatte Beschämung zur Folge, die er lebhaft fühlte; er entzog sich dem herzlichen Troste seines Bruders, und diese Undankbarkeit, die er wohl fühlte, vermehrte noch seinen Kummer.

Indessen vereinte sich die Gesellschaft wieder im Hause; jeder war vergnügt und heiter zurückgekommen, nur Philipp war verdrießlich, sprach kein Wort, lächelte kein einziges Mahl, und sein Aerger hielt ihn die ganze Nacht wach. — So wurde Fleiß eine Quelle des Vergnügens für Ernst, und Trägheit machte Philipp nur Schmerzen. Er hatte Unrecht, sein Gärtchen zu vernachlässigen; statt dieß einzusehen und seinen Vater zu versichern, künftig fleißiger zu seyn, verlor er diese Gelegenheit, sich dessen Verzeihung zu sichern, und war endlich noch so unfreundlich, seines Bruders Anerbieten unerwidert und ihn allein zu lassen. Nur wenn man seinen Fehler einsieht, sich bestrebt, ihn zu verbessern, ist man der Verzeihung würdig und beweist seinen Wunsch,

sich wahrhaft zu bessern; denn fehlen ist leicht, und selbst Ernst war nicht immer vorwurfsfrey, wie wir schon Anfangs bemerkten.

Eines Tages gab Herr von Willner seinen beyden Söhnen in ihren Lehrstunden Sprachregeln zum Auswendiglernen auf, welche sie sich, im Garten spazieren gehend, einzuprägen bemühten. Ein schöner Schmetterling, der auf dem Buche, worinnen Ernst lernte, ein paar Mahl herum flatterte, fesselte seine Blicke, er wollte ihn fangen, jener flog fort; Ernst eilte nach, und beschäftigte sich nur zu lange damit, ihn von Blume zu Blume vergebens zu verfolgen, denn die Stunde schlug, wo die Brüder ihre Aufgaben hersagen sollten, und Ernst wußte von der seinen fast kein Wort, indessen Philipp die seinigen vollkommen inne hatte. Ernst war zu wahrheitsliebend, um nicht offen die Ursache seiner Zerstreuung zu gestehen, und diese Aufrichtigkeit erwarb ihm für dießmahl die Verzeihung seines Vaters, der Ernst en nur in wenig verweisenden Worten zeigte, wie nothwendig es sey, Nothwendiges nicht wegen Ländeleyen zu vernachlässigen. Er lobte dann Philipp wegen seiner Pünktlichkeit, und gab dann beyden Söhnen, als Beschäftigung für den Rest des Vormittags, jedem eine Zeichnung zu machen. Gewöhnlich hatten die Brüder, in der Zwischenzeit vom Lernen zum Zeichnen, eine halbe Stunde frey zur Erholung, und Ernst benützte diese Zeit, seine versäumte Aufgabe vollkommen zu lernen, worauf er sich dann zu seiner Zeichnung setzte, die er nicht eher verließ, als bis er sie vollendet hatte.

Philipp dagegen benützte die ihm vergönnte freye halbe Stunde — und das war nicht tadelnswerth. Er dehnte sie aber zu lange aus, und das war gefehlt. Erst

beschäftigten ihn kleine Käfer, die vor dem Fenster vorbeeflogen; dann sah er einer Spinne zu, die ihr Netz ausspann und Fliegen darinnen fing; und so dachte er nicht eher daran, seine Zeichnung anzufangen, als fast im Augenblicke, wo sie vollendet hätte seyn sollen. Als nun der Vater kam nachzusehen, war Ernst bereits fertig hatte seine Zeichnung rein und ordentlich gearbeitet, und bath um Erlaubniß, jetzt das Gelernte hersagen zu dürfen, was er auch ohne Fehler vollbrachte, daher ihm Herr von Willner sagte: »Du hast jetzt deine Fehler vollkommen gefühnt. Ich hatte dir zwar bereis vergeben, jetzt aber kannst du dir selber verzeihen. Um das zu können, mußt du freylich deine Erholungszeit zum lernen verwenden, das war aber die Folge der Faulheit. Vergieß niemahls, daß nichts die Vergeudung der Zeit entschuldigt, da wir nur selber mit Wissen und Willen Ursache sind, sie so schlecht anzuwenden.« Hierauf besah er Philipps Zeichnung, der aber nicht allein noch nicht fertig war, sondern so eilig und nachlässig gezeichnet hatte, daß es abscheulich aussah, und der Vater für nothwendig fand, das Ganze auslöschen und von vorne beginnen zu lassen. Philipp wollte sich entschuldigen, das Original sey zu schwierig gewesen, doch sein Vater, über solche Ausflucht mit Recht erzürnt, entgegnete: »Es war nicht schwieriger als gestern, wo du es richtig nachgezeichnet hattest. Warum nicht lieber gestehen, daß du faul warst? Ich hoffe, das soll nicht wieder geschehen; wenn man aber fehlt, so muß man sein Vergehen auch gut zu machen wissen, und du wirst daher deine Zeichnung vollenden, indessen ich mit deinem Bruder zum Onkel gehe.« Ernst bath für seinen Bruder, konnte aber um so weniger eine Aufhebung dieser Strafe erwirken, als Philipp, mürrisch stillschweigend, kein Wort der

Bitte aussprach, als er aber Vater und Bruder fortgehn sah, konnte er sich der Thränen nicht enthalten und verzögerte dadurch sein Werk nun noch mehr, daher er auch Nachmittag seine Erholungszeit am Zeichentische zubringen genöthigt war.

Gerne möchte ich am Schluß dieser Erzählung meinen kleinen Lesern und Leserinnen mittheilen können, daß Philipp sich ernstlich besserte. Leider war aber dieß nicht der Fall. Trotz seiner ernstlichsten Vorsätze, fühlte er sich immer wieder zu schwach, den unseligen Hang zur Trägheit zu überwinden, und die Folge davon war, daß er in seinen Studien in Allem zurückblieb, erst sehr spät sie vollenden konnte, und in der Laufbahn, die er dann wählte, zeitlebens ein Stümper blieb, dessen Erwerb kaum seinen nothwendigsten Bedürfnissen genügen konnte. Ernst dagegen, wenn er auch in seinen Jünglingsjahren manches leichtsinnig übersah, lernte doch bald die Nothwendigkeit eines geregelten Fleißes immer mehr erkennen und üben; auch er studierte, aber mit dem günstigsten Erfolge, denn nach den glänzend zurückgelegten Prüfungen fand er gleich eine vortheilhafte Anstellung, und sah sich in wenigen Jahren in eine Stellung versetzt, die gleich ehrenvoll als vortheilhaft war, und in welcher er unermüdete Thätigkeit mit anerkannter Rechtlichkeit und Klugheit zu vereinen mußte.

Der unzufriedene Hofhund.

»Nein, länger will ich es nicht mehr ertragen,
 Gefesselt zu liegen hier jegliche Nacht!«
 So hörte man Phylax laut heulend einst klagen,
 Der nun schon manch' Jahr Haus und Hof hatt' bewacht.
 Im Grolle zerbiß er sein breiteres Haus,
 »Dir nur verdanke ich es,« rief er aus,
 »Daß schon so lange gefangen ich schmachte,
 »Lieber hinaus in das Freye ich trachte,
 »Hund um die Welt will in lustigen Sprüngen
 »Ich sie besehen, und was d'rauf geschieht;
 »Nichts kann zur Heimath zurück mich mehr bringen,
 »Nimmer das Hüttelein mich wieder mehr sieht.«
 So zürnt und bellte er, bis sein Gebiß
 Endlich das Holzwerk der Hütte zerriß!
 Munter und fröhlich begann er zu springen,
 Als er geöffnet den Ausgang fast fand.
 Pßöglich durch ihn ein Paar Wölfe herein bringen,
 Denen vergebens der Hund widerstand,
 Sterbend erkennt er des Frevels Gericht:
 »Immerdar rächt sich Vergessen der Pflicht.«

Das verirrete Kind.

Eine betrübte Familie.

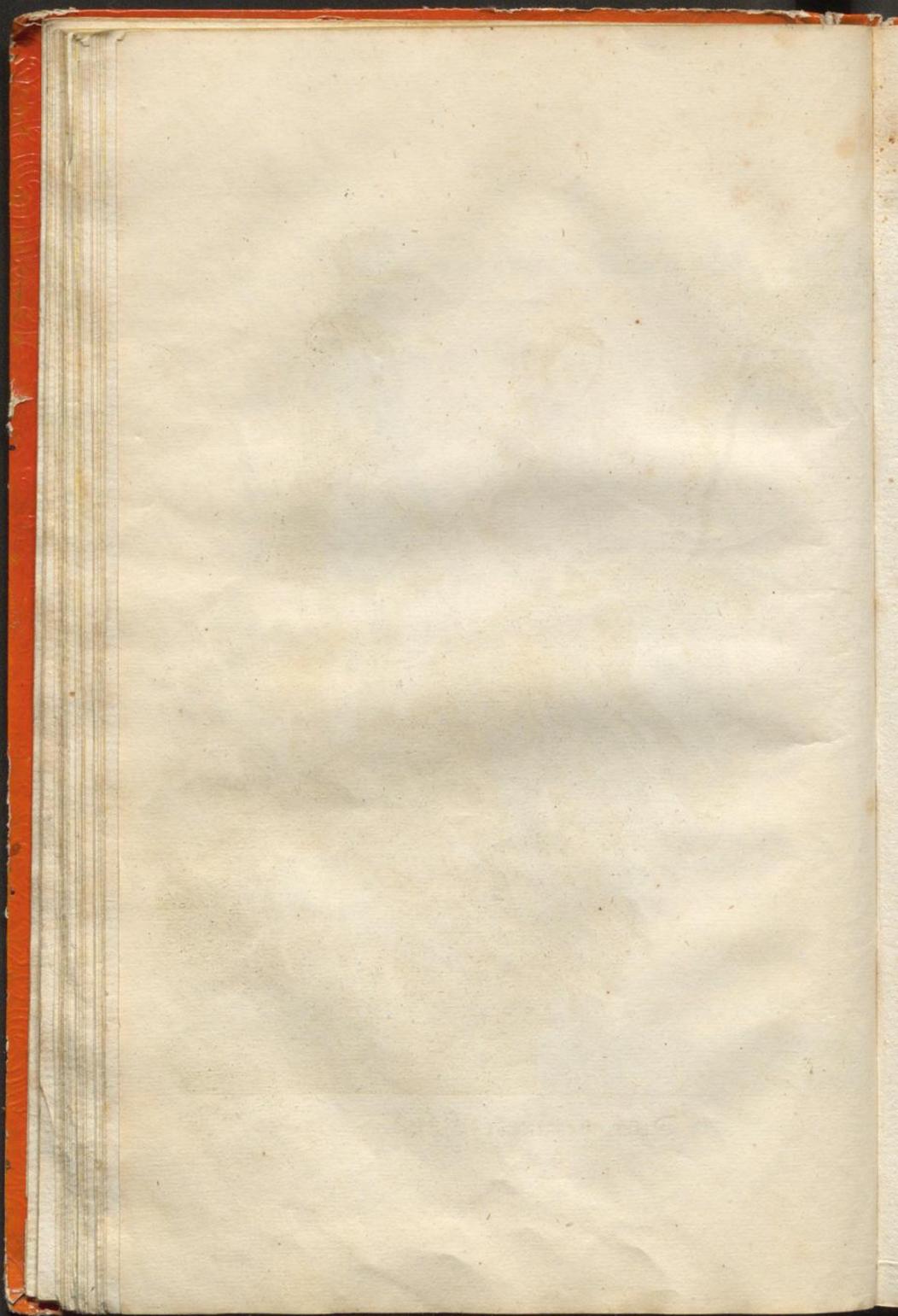
Im Hause des Forstauffsehers Paul herrschte tiefe Trauer. So eben in der Nacht erst zurückgekehrt von seinen Berufs-Geschäften, fand er seine gute Frau Anna weinend am Spinnrade sitzen, das sie nicht zu drehen im Stande schien; seine Tochter Lenchen verbarg ihre Thränen, indem sie die Mutter umarmt hielt und selbst der alte Haushund Nero schien den allgemeinen Gram zu theilen, denn nicht fröhlich springend wie sonst, kam er seinem Herrn entgegen, sondern bezeugte nur durch leises Knurren die Freude über dessen Ankunft. Ein schneller Blick in der Wohnstube herum ließ Paul das Schlimmste fürchten; er rief eben ängstlich aus: »Wo ist Lieschen, wo Franz?« als letzterer traurig hereingeschlichen kam, und sich zur Mutter mit den Worten wandte: »Ich fragte in jedem Hause des Dorfes vergebens; seit Nachmittag, wo der Hirte Lieschen ins Buchenwäldchen gehen sah, hat sie weiter niemand erblickt.«

Die nachlässige Magd.

Wie erschrock Paul nun, da er vernahm, sein jüngstes Kind, ein Mädchen von kaum 5 Jahren, werde schon seit ungefähr sechs Stunden vermißt. Wie schon öfters, hatte Lieschen die Erlaubniß erbethen und erhalten, im nächsten Buchenwäldchen Erdbeeren zu suchen, und wurde von der Magd dahin begleitet; diese aber, statt



Das verirrete Kind.



der ihr aufgetragenen Pflicht, auf die Kleine ein achtzames Auge zu haben, zu genügen, hielt es für hinreichend, Lieschen aufzutragen, sich ja nicht zu weit zu entfernen, und setzte sich unter einen Baum, wo sie bald einschlies, von der Vormittags-Arbeit ermüdet, und nicht eher als fast nach 2 Stunden erwachte. Erschrocken blickte sie umher, als sie die Kleine nicht erblickte, laut rief sie ihren Nahmen nach allen Gegenden, aber keine Antwort erschallte und sie lief daher wehklagend heim, das Unglück zu erzählen und dann gleich wieder weg zu eilen, um Lieschen zu suchen, ohne seitdem wiederzukommen. Mutter Anna war wie außer sich und beauftragte Franz, im Dorfe nachzufragen, doch wie oben erzählt, erfuhr er dort nichts von seinem Schwesterchen.

Man sucht Lieschen noch in der Nacht.

Der Vater war schnell entschlossen und befahl gleich allen Jägerknechten, noch in der Nacht mit Laternen versehen, im Walde nachzuforschen. Zwar brauchte man sich in demselben vor Räubern oder wilden Thieren nicht zu fürchten, doch gab es manche gefährliche Klippe und jedenfalls konnte die Nacht im Freyen der Gesundheit der Kleinen nachtheilig werden. Paul selber verfolgte die Landstraße längst des Waldes, und Franz bestand darauf, ebenfalls Antheil an dem Zuge zu nehmen, wozu er sich mit einem Waidmesser seines Vaters auszurüsten für nothwendig hielt. Er war den Jägerknechten gefolgt, die sich auf den vielen Fußwegen, die den Wald durchkreuzten, vertheilt hatten, und wählte daher auch einen derselben, mit einer kleinen Handlaterne seinen Pfad beleuchtend. Wir wollen vorläufig nur ihn auf seiner Wanderung begleiten.

Franz erhält Gesellschaft.

Raum war er wenige Schritte durch das Gebüsch gedrungen, als er plötzlich etwas schnauben und auf ihm zueilten hörte. Obwohl nicht eben jaghaft, war er doch im ersten Augenblick bestürzt und dachte an Wölfe oder Bären (die freylich in diesem Walde gar nicht heimisch waren): um so größer war aber seine Freude, als er in dem zudringlichen Ankömmling Nero den Haushund erkannte, der seinem jungen Herrn nachzueilten auf einmahl Lust bekommen hatte. Anfangs war Franz nur zufrieden, ein lebendes Wesen um sich zu haben, wenn dasselbe auch nicht die an ihn gerichteten Worte verstand; später aber fiel ihm ein, gelesen zu haben, wie oft die Hunde durch ihren vortrefflichen Spürsinn verlorne Kinder entdeckt hätten, und glaubte auch, sein Hund müsse dazu geschickt seyn. Er munterte ihn mit »Such' such' verloren« auf, nachzuspüren, doch schien ihn entweder Nero nicht zu verstehen, oder auf diesem Wege war Lieschen nicht gewesen.

Nero scheint eine Spur zu finden.

Endlich, nachdem Franz schon eine Stunde lang rastlos vorwärts gewandert war und vergebens seiner Schwester Nahmen ausrief, den er aus der Ferne von verschiedenen Seiten oft wiederholen hörte, fing Nero auf einmahl an bey einem Fahrwege, der quer durch den Wald ging, stillzustehen, heftig zu bellen und dann schnell durch enges Gesträuche immer knurrend fortzulaufen; hoffnungsvoll folgte ihm Franz; bald begann der Weg freyer aber steiler zu werden, er stieg immer mehr aufwärts, und das nur mehr wenig aufflackernde Licht der Laterne zeigte rechts und links große Tiefen;

da blieb Nero plötzlich heulend stehen, und auch Franz getraute sich nicht weiter vorwärts zu schreiten, da in zwischen seine Leuchte erloschen war und er mit dem Waidmesser den Boden untersuchend nirgends einen Grund fand.

Die Morgendämmerung.

Länger als 2 Stunden mußte Franz in der un bequemsten Lage harren, bis endlich der Morgen zu grauen anfang, wo sich denn unser Abenteurer auf einem schmalen steilen Felsengipfel sitzend fand, von dem er nur kriechend herabzuklimmen vermochte. Bald glaubte er den früher genommenen Weg wieder gewonnen zu haben, und da er von dort aus einen kürzern Steig ins Thal fand, in welchem er vorher von der Aussicht oben ein Dorf bemerkt hatte, so entschloß er sich schnell dorthin zu eilen, von Nero begleitet und fortdauernd in der größten Angst, irgendwo sein armes Schwesterchen zerschmettert liegen zu sehen, denn wenn sie diesen Felsenberg erstiegen hatte, so war es fast nur durch ein Wunder möglich, wenn sie nicht in einen der zahlreichen Abgründe hinabgestürzt wäre.

Lieschens Abenteuer.

Ist ihr denn auf diesem gefährlichen Wege kein Unfall begegnet? werden meine kleinen Leser und Leserinnen fragen. Nein! die himmlische Vorsicht, die so oft sichtbar über unser Leben wacht, hatte sich auch ihrer angenommen und glücklich aus den Gefahren, in welche sie die Nachlässigkeit ihrer Aufseherin und ihre eigne Un erfahrenheit stürzte, gerettet. Als nämlich die Magd schlief, war Lieschen immer tiefer in den Wald gekommen, ohne es zu bemerken, bis sie, vom Herumlaufen

müde, wieder zu Hause wollte und mit Angst und Schrecken sich ganz allein fand. Freylich rief sie nach Leibeskräften ihrer Begleiterinn, aber das schwache Stimmen der Kleinen konnte um so weniger den festen Schlaf der Magd stören, als sich mittlerweile Lieschen immer mehr von ihr entfernte, statt ihr näher zu kommen. Endlich zeigte sich ihr auf einem ihr ganz unbekanntem Fahrwege ein heimkehrender Fuhrmann, der von ihren Klagen gerührt, sie mitnahm, ohne jedoch von ihr erfahren zu können, wo sie zu Hause sey. Während nun Lieschen im Wagen saß, fiel ihr plötzlich ein, daß der Fuhrmann nicht wisse, wo sie hingehöre und sie zuletzt gar bey sich behalten und nicht mehr zu ihren Aeltern zurückbringen könne. Dieser Gedanke war ihr so fürchterlich, daß sie sich schnell entschloß, lieber wieder zu Fuße den Wald zu durchwandern, und es war an jener Stelle, wo Nero zuerst eine Spur entdeckte, wo sie diesen Entschluß ausführte, indem sie unbemerkt vom Wagen kletterte, als der Fuhrmann eben mit den Pferden beschäftigt war. Als er sie später vermiste, wußte er freylich nicht, was von der Sache zu halten sey, konnte sich aber mit Suchen nicht aufhalten und fuhr weiter.

Lieschen auf dem Felsen.

Das kleine Mädchen lief indessen durch jenes Buschwerk, wo auch Nero seinen Herrn leitete, und bemerkte auf dem Felsensteige Anfangs um so weniger irgend eine Gefahr, als einzelne Lämmer, von einer nahen weidenden Herde herverirrt, ihr Unterhaltung gaben. Sie näherten sich ihr zutraulich und Lieschen vergaß fast ihren Kummer, bis sie, den Lämmern und dem Wege folgend, plötzlich nicht mehr weiter konnte. Vor ihr öffnete sich jener schreckliche Abgrund und die Kleine wurde durch

dessen Anblick so entsetzt, daß sie sich nicht mehr rückwärts getraute und doch in fürchterlicher Angst immer vorwärts starrte; schon fühlte sie Schwindel ihre Sinne ergreifen und jeden Augenblick meinte sie hinabstürzen zu müssen.

Der Retter naht.

Da fühlte sie sich auf einmahl von rückwärts umfaßt, emporgehoben und von der gefährlichen Stelle weggetragen. Ein freundlicher Mann blickte sie zu vertrauen einflößend an und wußte durch klug gestellte Fragen bald soviel zu errathen, daß sie in einem nahen Dorf zu Hause seyn müsse. Es war der Gutsbesitzer des Dorfes Thalan, das man vom Felsgipfel erblickte, Herr von Golling, welcher am Fuße des Berges seinen Wagen halten ließ, als er, von einer Spaziersfahrt rückgekehrt, ein Kind den gefährlichen Steig erklettern sah. Schnell war er auf jenem Fußweg (den später Franz herabklimmte) nachgeeilt, und kam im glücklichen Augenblicke oben an.

Lieschen im Schlosse.

Herr von Golling nahm die Kleine mit in den Wagen, wo seine Gattinn ihn erwartet hatte und auch gleich des Kindes Vertrauen sich zu erwerben wußte. Da es nicht wahrscheinlich war, daß noch an demselben Abende die Diener, welche Herr v. Golling auszusenden beschloß, mit Auskunft über der Kleinen Aeltern zurückkämen, so war es natürlich, daß Lieschen in das Schloß mitgenommen wurde, wo es, durch der Frau v. Golling freundliche Zureden und Verheißung leicht getröstet, Theil an dem Abendessen nahm und von der Ermüdung des Tages schläfrig geworden, auch bald

tros des ungewohnten Bettes, in sanften Schlummer verfiel.

Bruder Franz wird festgehalten.

Was geschah jedoch mit dem Bruder, den wir auf dem Wege nach dem Dorfe Thalau verlassen haben? Der schritt rüstig vorwärts, bis er an ein Gitterthor eines großen Gartens kam, wo Nero wieder zu bellen und seine Freude zu bezeigen anfing. Es ist leicht zu errathen, daß dieß der Schloßgarten des Herrn v. Soling war, der Abends vorher hier mit Lieschen den Wagen verlassen hatte. Franz rief bey dem Gitter hinein, ihm zu öffnen, da es aber noch sehr früh Morgens war, hörte ihn niemand, und nach einer halben Stunde vergeblichen Wartens konnte sich der ungeduldige Knabe nicht länger enthalten, anderswo Einlaß zu suchen. Die Mauer des Gartens war hoch und glatt, doch fand er zuletzt eine Stelle, wo Steine locker waren und ihm das Hinaufsteigen erleichterten, daher er schnell entschlossen diesen Weg wählen wollte, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob man hier von seiner Schwester etwas wisse oder nicht. Doch kaum war er mit einem Fuße über die Mauer, als er ihn festgehalten fühlte und den Gärtner vor sich sah, der ihn mit folgenden Worten anredete: »Hab ich dich endlich, du kleiner Schelm! Wie klug solches Diebsgesindel ist! da ruft er erst am Thore und ehe man hinkommen kann, späht er die Gelegenheit zum Einsteigen aus; und sogar ein Waidmesser an der Seite! Nein solche Gottlosigkeit bey so großer Jugend ist mir noch nicht vorgekommen.« Franz erwiederte lachend, wer er sey, was er suche, und warum er gekommen, da sein Hund eine Spur gefunden zu haben scheine — aber diese Erzählung besserte nichts, da der Gärtner nur noch

mehr erboßt ward, als er gar von einem »Spürhunde« hörte, welcher den vermeintlichen »jungen Räuber« begleite. Es blieb Franz nichts anders übrig, als den andern Fuß nachzuziehen und sich gutwillig in die Gewalt des Gärtners zu überliefern, der ihn am Arme faßte, und »so lange bis der Herr wach seyn werde und Gericht halten könne,« in eine vergitterte Kammer einschloß.

U e b e r r a s c h u n g .

Eine Stunde lang hielt es Franz in dieser ihm mehr komischen als beängstigenden Lage aus, aber der Gedanke an die noch immer nicht wiedergefundne Schwester verscheuchte bald jede Heiterkeit, und er tobte heftig an der Thüre, um endlich vor den Herrn des Schlosses gebracht zu werden. Murrend kam endlich Gärtner Georg, den Herr v. Golling gerufen und befragt hatte, als er das Lärmen des Gefangnen hörte, und führte ihn in ein kleines Cabinet, wo Herr von Golling mit mühsam erzwungener ernster Miene am Schreibtische saß und Franz auszufragen begann. Doch mußte er gleich nach den ersten Antworten lächeln, nahm Franz bey der Hand und rief: »Warte, kleiner Abenteuerer, ich werde dich selbst an den Ort bringen, wo du hingehörst« und führte ihn durch eine Reihe Zimmer in einen großen Saal, wo — Schwester Lieschen an der Seite ihrer Aeltern das Frühstück verzehrte, und Nero ihm bellend entgegensprang.

A u f k l ä r u n g e n .

Das Erstaunen war wechselseitig, und so wenig sich Franz erklären konnte, seine Aeltern hier zu finden, so sehr staunten diese, ihn, dessen Außenbleiben ihre Sorge bereits vergrößert hatte, eben auch an einem Orte mit

Lieschen zu treffen. Er mußte seine Abenteuer erzählen, und erfuhr denn, daß Vater Paul wenige Augenblicke nachher, als sich alles vertheilt hatte, bereits von einem der ausgesandten Boten des Hrn. v. Golling ange-
 troffen worden, und nach kurzem Gespräche von dem Auf-
 finden seines Töchterleins unterrichtet worden sey. Er
 eilte zuerst heim, seiner Frau diese tröstliche Botenschaft mit-
 zuthemen und rief dann mittelst verabredeter Zeichen seine
 Leute zurück; doch war damals Franz schon zu weit
 entfernt, etwas davon zu vernehmen. Bald ward die
 Begierde, ihr liebes Kind wieder zu sehen, in beyden Al-
 tern zu groß, um sich nicht schnell zu entschließen, sie selber
 abzuholen, was sie denn schon nach der Morgendämme-
 rung ins Werk setzten, wo sie fast zur gleichen Zeit vom
 Hause wegfuhren, als Franz seine Bergreise be-
 gann. Wohl fiel ihnen bey dem Eingange ins Schloß
 Nero's Gegenwart auf, doch ahnten sie nicht, daß er
 ihrem Sohne gefolgt sey, welchen sie wohl mit Sorge
 vermist hatten, doch sich mit seinem vorgerückten Alter
 und seiner Klugheit zu trösten suchten. Herr v. Gol-
 ling hatte sie freundlich aufgenommen und Lieschen
 schlief noch, als ihre Aeltern schon an ihrem Bette saßen,
 um ihr Erwachen abzuwarten, wo sie freudenjauchzend
 ihrem guten Vater und der Mutter um den Hals fiel.
 Der Gutsherr erfuhr inzwischen des Bruders Anwesen-
 heit und veranstaltete alles auf die erzählte Weise.

S c h l u ß.

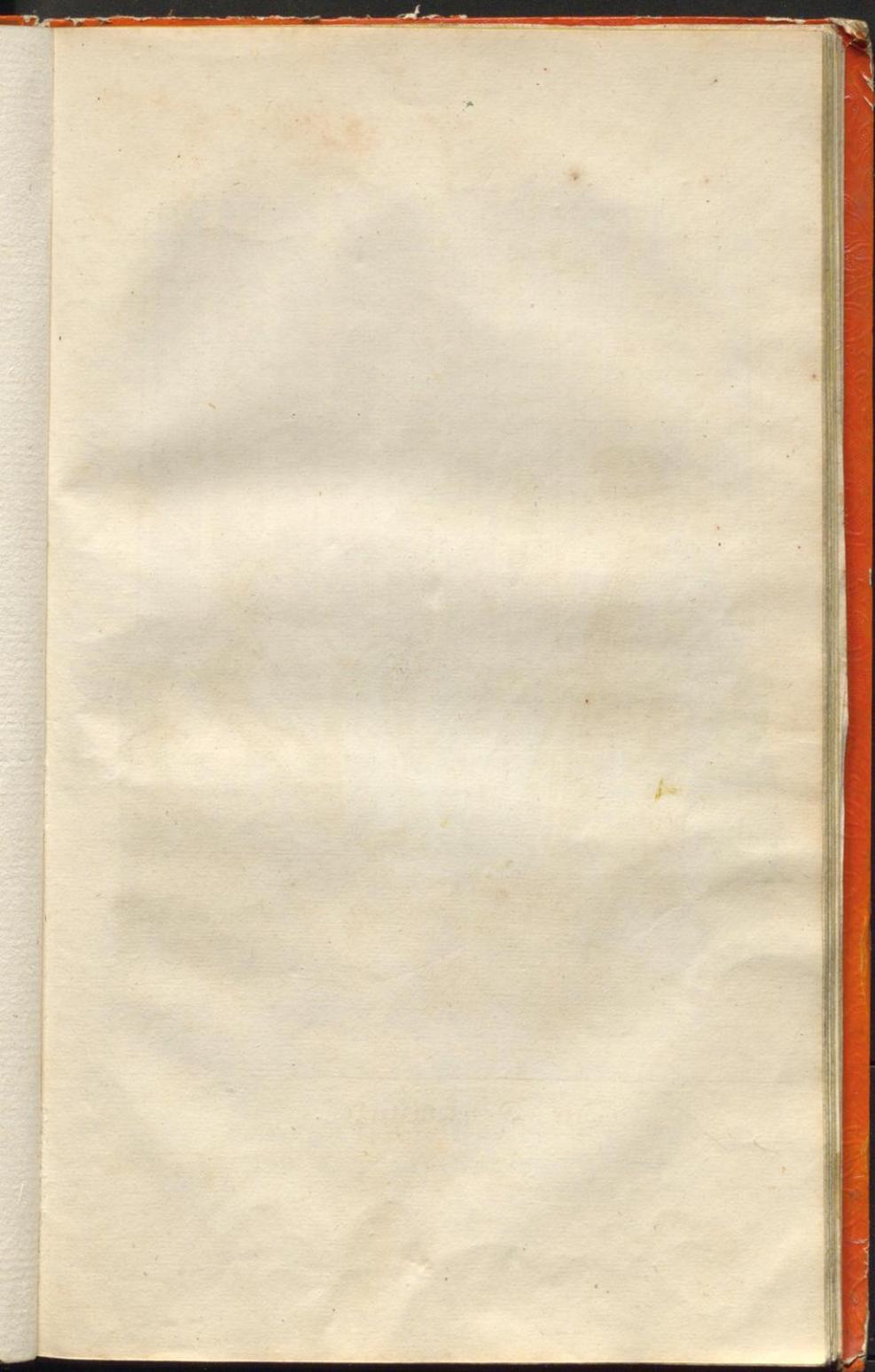
Unter herzlichem Danke schieden Paul und Anna
 vom Ehepaare Golling und kehrten froh und munter
 heim, wo Schwester Lenchen sie um so freudiger emp-
 fang, als sie Franz bey ihnen erblickte. — Die Magd

fand sich auch wieder ein, und ihren reuenvollen Bitten gelang es, Verzeihung des Geschehenen und Wiederaufnahme ins Haus zu erwirken, alle aber vergaßen nie, wie viel Dank sie Herrn v. Golling schuldig seyen, so wie dieser sich immer mit Vergnügen der unermüdeten Bruderliebe des wackern Franz erinnerte.

Der Pilger und der Bettler.

F a b e l.

Ein Pilger wandelte barfuß des Weges
 Und sprach: »Wenn nackt auch die Füße und bloß,
 »Ich hadre darum wohl nie mit dem Himmel
 »Und trage gelassen, geduldig mein Loß.«
 Da bettelte auf der Brücke ein Armer
 Und rief: »Ach gebt mir nur etwas auf Brot,
 Ich bin verlassen und elend, ein Krüppel,
 Erbarmt euch voll Milde des Jammers, der Noth!
 Ich focht als Krieger in manchen Schlachten,
 Es nahm mir die Bein' ein Kartätschen-Schuß!«
 Der Pilger theilte gar schnell diesen Bettler.
 »O daß ich es jetzt erst einsehen muß,«
 So sprach er »wie richtig es sey, wenn ich sage:
 »Ich habe die Füße zwar nackt und bloß,
 Doch danke ich dem Himmel für diese Gnade —
 Denn ganz ohne Füße ist härteres Loß!«





Die Denkmünze.

Die Denkmünze.

Robert Fielding war der einzige Sohn eines englischen Offiziers, welcher in einer Schlacht des englisch-französischen Krieges in Spanien sein Leben verlor. Madame Fielding erhielt die Nachricht vom Tode ihres Gatten so unvorbereitet, daß sie, kaum von einem eben überstandnen Nervenfieber hergestellt, wieder einen gefährlichen Rückfall erlitt, und in dessen Folge binnen wenigen Tagen ebenfalls mit Tode abging. So wäre denn der arme Robert, in einem Alter von 10 Jahren, ganz allein gestanden, wenn sich seiner nicht eine Schwester seiner Mutter, die Frau des reichen Kaufmannes Warden erbarmt, und ihn zu sich genommen hätte. Leider war das Ehepaar Warden nur des äußern Anstandes halber, dieser Pflicht nachgekommen, denn sie waren herzlose geizige Leute, und gleich der erste Eintritt in ihr Haus lehrte Robert, wie er hier umsonst seiner Aeltern zärtliche Liebe suchen werde. Herr Warden empfing grämlich, ohne von seinem Pulte aufzustehen, des Knaben herzlichen Gruß, und die beyden Söhne Edward und Stephan lachten ihn aus, als er mit Thränen im Auge um ihre Freundschaft bath und sprach: »wie er denn traurig seyn könne; es sey um das betrübte Wesen etwas Albernes, was sie nicht leiden könnten.«

Alles dieses machte auf Robert den peinlichsten Eindruck und es war natürlich, daß er scheu und zurückgezogen die wenigen Tage in Wardens Hause verlebte, bis er seine, nur um zwey Jahre älteren Bettern be-

gleitend, in eine Kostschule gebracht wurde, welche eine Tagreise entfernt von seines Onkels Wohnort lag. Dieser, von dem stummen und kalten Wesen Roberts beleidigt, ermangelte nicht, ihn als eigensinnigen, verstockten Knaben dem Schulvorsteher Summers zu schildern, welcher dagegen als kluger menschenfreundlicher Mann beschlossen hatte, erst zu prüfen, in wie ferne diese Angabe gegründet sey.

Der Erfolg dieser Prüfung war jedoch für Robert um so ungünstiger, als seine beyden Vettern Edward und Stephan, welche die meisten ihrer Schulgenossen, durch ihren Reichthum zu beherrschen wußten, allen Einfluß auf diese anwandten, um ihnen Robert verhaßt zu machen. Arm und schutzlos, wie er war, fand er bey keinen von ihnen, weder Gerechtigkeit, noch weniger Liebe; er wurde die Zielscheibe mancher Spötterey und ausgelassener Scherze, und wenn er endlich, müde der ewigen Beleidigungen, im Streit sein Recht vertheidigen wollte, so wußten die Gegner, auf Anstiften, und unter Anleitung der beyden Vettern, immer den Schein des Unrechts auf ihn fallen zu lassen, und Herr Summers glaubte sich zuletzt überzeugt, daß Robert, trotz seines Fleißes, Ordnungsliebe und scheinbarer Ruhe, ein zänkischer, lügnerischer und böshafter Knabe seyn müsse.

Nach einigen Wochen verbreitete sich in der Schule das Gerücht, im grünen Zimmer (so hieß jenes, wo Robert, Edward, Stephan und noch ein Zögling, Arthur Graf von Willmot, ein Hauptgegner Roberts schliefen), wäre ein Gespenst gesehen worden. Herr Summers achtete anfangs dieses alberne Geschwäß nicht, da aber fortdauernd davon gesprochen wurde, mußte er fürchten, es gäbe unter den Nel-

tern seiner Zöglinge so abergläubische Leute, daß sie derley abgeschmacktes Zeug glauben, oder doch dadurch veranlaßt werden konnten, seiner Anstalt zu schaden. Er beschloß daher strenge Untersuchung des Ursprungs dieses Gerüchts, ließ die 4 Knaben kommen, und es entspann sich folgendes Gespräch:

Herr Summers. Ich wende mich zuerst an Sie, Edward, als den Ältesten; sagen Sie mir, was sie von dem Gespenste wissen.

Edward. Herr Vorsteher, ich sah es mehrere Male, sich dem Bette meines Betters nähern, und in der Stube herumgehen; Stephan, und ich glaubten, es sey Robert selber, der uns Furcht machen wolle.

Summers. Vor allen will ich Sie aufmerksam machen, Robert, daß Ihnen ein aufrichtiges Geständniß völlige Verzeihung erwirbt.

Robert. Ich versichre Sie, Herr Vorsteher, daß ich bey dieser Geschichte nicht betheiltigt bin.

Arthur. Das kann ich doch nicht glauben; denn als wir einst Furcht hatten, waren Sie außer ihrem Bette, und es währte lange, bis Sie in dasselbe zurückkehrten.

Stephan. Das kann ich und mein Bruder bezeugen.

Robert. Ihr thätet besser, das Gegentheil zu bezeugen.

Summers. Ich bin wahrhaftig schon längere Zeit mit Recht über Ihr Benehmen ungehalten; sind ich Sie jetzt schuldig, so werden Sie mein Zutrauen für immer verloren haben. Was hatten Sie außer Ihrem Bett zu thun?

Robert. Ich glaubte jenen entdeckt zu haben, der uns erschrecken wollte.

Summers. Und haben Sie ihn entdeckt?

Robert schwieg Anfangs, und erwiderte endlich auf die im drohenden Tone wiederholte Frage: D haben Sie Mitleiden, Herr Vorsteher, und fragen Sie nicht weiter; ich versichre Sie aufs Heiligste, daß ich niemanden erschrecken wollte, aber erlassen Sie mir jede andre Antwort.

Herr Summers schwieg, mit einem strengen Seitenblick auf die andern Zöglinge, welche zwar bestürzt schienen, die aber ihre Unschuld betheuertten, und so hielt er es zuletzt für das Beste, sie mit der Bemerkung zu entlassen, daß er vorläufig die weitere Untersuchung verschiebe, den Strafbaren im Voraus aber versichere, daß er gegen denselben unerbittlich seyn werde. Von dieser Zeit an beobachtete er vorzüglich Robert so strenge, daß dieser alle Hoffnungen verloren gab, die er von seines Lehrers Liebe gefaßt hatte, und sich jetzt unglücklicher, als jemals fühlte.

In einer Freystunde saß er einmahl auf der Gartenbank, statt sich den in der Nähe spielenden Gefährten, die ihn so eben erst wieder beleidigt hatten, anzuschließen. Ein armer bettelnder Invalide, mit einem Holzbeine, näherte sich ihm, und flehte sein Mitleid für sich, und seine beyden Kinder an, die, wie er betheuerte, gleich ihm seit 3 Tagen nichts Warmes, und durch 12 Stunden nicht einmahl Brod genossen hätten. Robert, gerührt, griff in die Tasche, worinnen er aber nichts fand als eine kleine Denkmünze, die seiner Mutter gehört hatte; es kostete ihm nicht wenig Kampf, sich davon zu trennen, doch überwog das Mitleid, und er gab sie dem Armen, mit den Worten: »Mein Freund, ich bin selber arm, sonst würde ich mehr geben.« Der Betheilte dankte herzlich, und eilte gleich weg, um, wie er sagte, sich Nahrung zu kaufen, und Robert genoß

der süßen Belohnung, die uns das Bewußtsehn einer guten Handlung giebt.

Als am folgenden (freyen) Tage sämtliche Zöglinge einen Lustgarten besuchen wollten, erklärte Robert, nicht mitzugehen, und auf sein Stillschweigen, als er um die Ursache befragt wurde, rief Edward: »Gewiß will er nicht Theil nehmen, wenn wir uns Erfrißungen kaufen; warum giebt er nicht seine Denkmünze aus, die er so werth hält, weil sie von seiner Mutter ist.« Herr Summers lobte diesen Grund; bemerkte aber, Robert könne dennoch mitgehen, und brauche sich nur vom Kaufe auszuschließen, was auch geschah, ohne daß er Neid über den Anblick seiner schmausenden Kameraden empfand. Doch ihre Lust drohte gestört zu werden; ein toller Hund lief in den Garten, und mitten zwischen die Zöglinge hinein, die sich rechts und links zu flüchten suchten, die allgemeine Unordnung aber nur vermehrten, so daß eben der Hund auf dem aus Schrecken starr stehenden jungen Grafen Arthur Willmot zu stürzen in Begriffe war, als Robert herbeyeilte, und durch einen wohlberechneten Schlag mit seinem Stocke, das Thier zwischen den Ohren traf, daß es betäubt niederfiel, und leicht von den inzwischen Herbeygeeilten vollends getödtet werden konnte. Herr Summers, der unter den Letztern, und Zeuge von Roberts Muth gewesen war, umarmte diesen mit den Worten: »Ich kann unmöglich glauben, daß so viel Seelengröße mit Falschheit gepaart seyn soll, und will Ihren Versicherungen trauen,« und Arthur, von seinem Schrecken zu sich gekommen, bemühte sich Robert zu zeigen, wie erkenntlich er seinem bisher immer als Feind behandelten Schulgefährten für seine Großmuth sey; wenn auch dieser der freundschaftlichen Annäherung des

jungen Grafen noch nicht entgegenzukommen sich fähig fühlte, so stieß er sie doch nicht zurück, ja, als in Folge jenes Schreckens Arthur bettlägrig wurde, war Robert der eifrigste Krankenpfleger desselben, und unablässlich für dessen Erheiterung bemüht.

Durch das wiedergewonnene Zutrauen seines Lehrers, und die Dankbarkeit seines frühern Feindes, wäre nun Robert zuletzt in einer günstigeren Lage gewesen; das verdroß aber seine beyden Vettern nur um so mehr, und sie bemühten sich mehr als je, ihn zu kränken und zu beleidigen. Endlich ergriffen sie die Gelegenheit, als einmahl Robert von Frankreich erzählte, wo er als kleines Kind mit seinem Vater gewesen, die boshafte Bemerkung zu machen: es sey schade, daß er nicht dort geblieben, da man dort wohlfeiler lebe, und auf Roberts verächtliches Stillschweigen fuhr Edward fort: »Ueberhaupt scheint es, daß du sehr haushälterisch bist; du läßt dich von deinem Dunkel erhalten, giebst nichts aus, unter dem Vorwande, nichts zu haben, — scheust dich aber nicht, davor, deine sogenannten Andenken zur Befriedigung deiner Lüste zu versplitttern. Ich hätte gute Lust, deine Heucheleiy dem Herrn Vorsteher zu entdecken.«

Robert konnte seinen lang unterdrückten Zorn kaum so viel mäßigen, um Edward zu fragen, was er eigentlich meine, und auf seine ausweichende Antwort zu äußern: »Ich will, daß du dich erklärst; öffentlich hast du mich beleidigt, also wirst du mir auch öffentlich genug thun. Was verstehst du unter deinen Anschuldigungen?« Edward erwiederte, höhnisch lächelnd: »daß du jene so werth gehaltene Denkmünze auf eine höchst unwürdige Art ausgabst,« da rief Robert außer sich gesetzt aus, »du bist ein elender Lügner, und ich würde

nich an dir vergreifen, wenn ich nicht deiner Aeltern gedächte, < als plötzlich Herr Summers, der den lauten Streit gehört hatte, eintrat, und um die Ursache dieses unanständigen Lärmens fragte. Edward und Stephan brachten gleich ihre Beschuldigungen vor, gegen die sich Robert umsonst zu vertheidigen strebte, und Herr Summers verschob die von Lectern begehrte Untersuchung auf den folgenden Tag, um inzwischen die verschiednen Beweise, welche die Bettern zu geben versprachen, zu prüfen.

Dieser entscheidende Tag kam, von Robert mit ruhigem Gewissen zwar, doch nicht ohne Furcht erwartet, da er die Bosheit seiner Feinde kannte. Als er sich in den Schulsaal begab, fand er bereits alle Zöglinge versammelt, und neben Herrn Summers die zwey kleinen Brüder eines jungen Dieners des Hauses, der seit einiger Zeit unsichtbar geworden war, und im Verdachte stand, mehrere Kleinigkeiten entwendet zu haben. Diese Knaben behaupteten, ihr Bruder Thomas habe ihnen gesagt, er hätte einem Zögling das Gespenst machen helfen, der ihn dann doch nur mit einer Denkmünze belohnt habe, deren Werth er im nächsten Wirthshause verzehrte. Robert betheuerte seine Unschuld, als aber Herr Summers den Gastwirth Smith kommen ließ, der sich erinnerte, eine Denkmünze von Thomas eingewechselt zu haben, welche er mitbrachte, und die von dem armen Knaben unter Thränen der schmerzlichsten Erinnerung, als die seinige anerkannt wurde, so schien kein Zweifel mehr an seiner Schuld obzumwalten, und Herr Summers sprach, unter strengen Verweisen, die Strafe der Ausschließung aus der Schule gegen Robert aus. Da rief dieser: »Halten Sie ein, Herr Vorsteher, und glauben Sie nicht, daß meine Thränen von

etwas Andern als den Gefühlen der Erinnerung herrühren. Alles was man mir schuld giebt, kann ich mit reinem Gewissen läugnen, und hoffe, daß Gott mir auch Gelegenheit zu Beweisen meiner Unschuld geben wird; länger aus Schonung schweigen wäre Verbrechen gegen mich selber und die Gerechtigkeit: denn warum soll ich Rücksichten beobachten, wenn man mich vorsätzlich unglücklich machen will? Erfahren Sie denn, daß es E d u a r d war, der zuerst den albernen Scherz, uns als Gespenst erschrecken zu wollen, spielte. Schon beym ersten Mahle, als er in einem alten Mantel, mit einer dichten Mütze verummmt, vor meinem Bette stand, erkannte ich ihn, und drohte ihm, ihn bey Fortsetzung dieser Thorheit, bey Ihnen anzugeben; da er mir aber aufs Heiligste versprach, es nicht wieder zu thun, und mich um Stillschweigen bath, so verrieth ich ihn selbst dann nicht, als er feige und falsch genug war, sein Vergehen, das er gegen A r t h u r fortsetzte, mir aufbürden zu wollen. Während dieser Vertheidigung verwandelte sich die Gesichtsfarbe E d u a r d s, der R o b e r t unterbrechen wollte, von Herrn S u m m e r s aber zum Stillschweigen gewiesen wurde, indessen R o b e r t fortfuhr: »Was aber die Denkmünze betrifft, so weiß ich nicht, wie diese in T h o m a s Hände gekommen sey: ich habe sie einem armen lahmen Invaliden gegeben, in dem ich den Stand meines seligen Vaters ehrte, — niemahls habe ich wohl nur Anlaß zum Verdachte gegeben, mich mit einem solchen Lagenichts wie T h o m a s war, befaßt zu haben.

Er schwieg, Herr S u m m e r s forderte nun E d u a r d zur Vertheidigung auf, der jedoch nur zitternd und stotternd Unzusammenhängendes vorbrachte, und auf R o b e r t s ernste Worte: »Kannst du mir ins Angesicht alles Falsche, was du und dein Bruder von

mir sagten, behaupten? Bist nicht du allein mein Ankläger, — mein Verläumber?« sich hinter Herrn Summers verstecken zu wollen schien, der ihn aber fragte, was er denn zu fürchten habe? wenn er unschuldig angeklagt würde, stünde ihm gleich Robert frey, sich zu vertheidigen, nicht aber sich wie eine Memme zu verkriechen! Da öffnete sich die Thüre, und Herr Smith trat wieder mit folgenden Worten ein: »Ich muß um Vergebung bitten, ungerufen nochmahls zu erscheinen, da ich aber bemerkte, daß meine vorige Aussage dem jungen Herrn Robert Fielding zu schaden scheint, den ich immer als braven Knaben, so viel ich ihn vom Sehen aus kenne, schätzte, so habe ich mich bey meinen Leuten näher um die Denkmünz = Geschichte erkundigt, und erfuhr, daß sie diese Münze schon früher von einem alten Invaliden erhalten hätten, wobey Herr Edward Warden zugegen war, der sie gleich einwechselte. Da nun eben jener Invalide bey mir war, und die Münze, die er gerne zurückhaben wollte, wieder begehrte, so habe ich ihn gleich mitgebracht, um ihn desfalls befragen zu können.« Herr Summers ließ den Invaliden eintreten, der gleich auf Robert zuschritt, und ausrief: »Ach ich habe es wohl bemerkt, wie schwer Ihnen die Trennung von ihrer Denkmünze ankam, und nur das dringendste Bedürfniß konnte mich zu deren Umwechslung bewegen; jetzt aber habe ich Wohlthäter gefunden, die mich in Stand setzten, sie wieder einwechseln und Ihnen zurückstellen zu können.« »Laßt das gut seyn,« sprach Herr Summers, »behaltet euer Geld, braver Mann, ich habe die Denkmünze bereits eingelöst, und werde sie gerne ihrem frühern Bestzer, der sie wohl verdient hat, einhändigen. Aber« fuhr er mit strengem Tone zu Edward gewendet fort, »sollten Sie

wirklich so böshaft gewesen seyn, ihren Vetter unschuldig anzuklagen, und durch solche Hölle-Gewebe ihn unglücklich zu machen? Wie verhält sich die Sache mit der Münze?« Das Eindringen mehrerer Leute, welche den in einem nahen Dorfe versteckt gewesenen Thomas gefangen einbrachten, ersparten dem erblaßten Kleinen Sün-der die Antwort, und Thomas warf sich gleich Herrn Summers zu Füßen, und bath um seine Verwendung, die ihm dieser aber nur bey aufrichtigem Geständnisse zusagte. Da hörten denn die erstaunten Zöglinge, die sich bereits ihrer ungerechten Feindseligkeit gegen Robert schämten und seinen Ankläger mit Abscheu betrachteten, wie beyde Vettern Thomas durch Versprechungen bezwogen hätten, ihnen die Kleidung zum Gespenster-Spiel zu verschaffen, und die ihm dann bloß jene Denkmünze schenkten, und ihm selbst zur Flucht riethen, wobey er denn »einiges ihm Fehlende« mitgehen ließ. Herr Summers hielt seine Zusage, und verwendete sich für Thomas, der mit ein Paar Monathen Arrest genug gestraft wurde; die Brüder Warden aber schickte er natürlich sogleich aus der Schule weg, und gab ihnen ein Schreiben an ihre Aeltern mit, die jedoch leider daraus die Schuld ihrer Söhne nicht sehen wollten, sondern bloß Herrn Summers gegen Robert partheyisch fanden, um welchen Letztern sie sich nicht weiter bekümmern würden. So schmerzlich es Robert fiel, sich von seinen nächsten Verwandten so verkannt zu sehen, so tröstete ihn doch schnell die dauernde Zuneigung seines Lehrers, und die Achtung seiner Schulgenossen, welche ihr früheres Unrecht gut zu machen trachteten. Als bald darauf Graf Willmot seinen Sohn besuchte, wünschte er den müthigen Knaben zu sehen, der das Leben seines Arthur beschützt hatte; Robert wurde ihm vorgestellt, und ge-

wann gleich in solchem Grade seine Zuneigung, daß er die Sorge für seine ferneren Studien übernahm, und ihm bey deren Beendigung mit Arthur zugleich eine Anstellung als Officier verschaffte.

Herr Summers erfreute sich noch im hohen Alter der lebhaftesten Dankbarkeit seines Zöglings, der Arthurs vertrauester Freund geworden war, und der den alten Invaliden seine wenigen Lebensjahre fort-dauernd reichlich unterstützte. Eduard und Stephan Warden aber wurden trotz ihres Reichthumes allge-mein verachtet, und als unglückliche Zufälle, Verschwen-dung und schlechte Streiche sie ihres Vermögens be-raubten, von niemanden bedauert.

Ungeduld und Ergebung.

»Mutter,« sagte Julie zur Rät'hinn Hasten: »hörst du, wie der Wind braust, und den Regen an die Fenster schlägt; es ist zu dunkel zum Arbeiten, und noch zu hell, um Lichter zu holen.«

Rät'hinn Hasten war Witwe und lebte von keiner kleinen Pension, die eben hinreichte, ihr mit ihren beyden Töchtern Julie und Sophie, die sie selber erzog, ein anständiges Auskommen zu sichern.

»Und wohin soll dieser Eingang führen?« fragte die Rät'hinn.

»Du erräthst es nicht, liebe Mutter? Uns eine Geschichte zu erzählen, wie du es oft gethan hast!«

»D ja, liebe Mutter!« rief Sophie, »das wäre das beste Mittel uns einen düstern, langweiligen Abend heiter zu machen.«

»Was du jetzt sagst, Sophie, erinnert mich an eine verstorbene Freundin, die so glücklich war, in allen Ereignissen des Lebens Stoff zu Trost und Zufriedenheit zu finden.«

»D erzähle uns von ihr,« riefen beyde Mädchen, und die Mutter erwiderte: »Ich kann euch von ihr nur wenig erzählen; denn ihr Leben both wenig Merkwürdiges dar, außerdem, daß sie sich meistens glücklich fühlte, wenn andre Leute über ihr Unglück klagten: das Geheimmittel dazu war bloß Geduld und Ergebung, so wie sie in allen Lagen Geistesgegenwart und Seelenfrieden zu bewahren strebte.« »Wie war denn das mög-

lich?« frug Julie. »Indem sie sich angewöhnte, jedes Ding vom günstigsten Gesichtspunkt zu betrachten, denn jedes Ereigniß hat seine guten und seine übeln Seiten. Du scheinst zu zweifeln? Nenne mir nur irgend etwas, das dich verdross, und ich werde suchen, dir es im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen.«

»Nun zum Beyspiel, als wir vorige Woche im Begriffe waren, ins Schauspiel zu gehen, und der Besuch der Tante uns daran verhinderte; was kann da Vortheilhaftes daran seyn? Ich sehe darinnen nur das Unangenehme, ein lange ershntes Vergnügen entbehrt zu haben!«

»Was meinst du Sophie?« frug die Rätthin, und erhielt zur Antwort: »Vielleicht hat das unsre Geduld geübt! Die Geduld ist aber eine Tugend, und du sagtest uns, die Ausübung jeder Tugend trage zu unsrer Glückseligkeit bey.«

»Recht gut, liebes Kind; denn es ist gewiß, daß unser Herz am ersten Ruhe findet, wenn wir uns das Zeugniß geben können, ein Ungemach geduldig ertragen zu haben. Jene Freundinn hätte vielleicht folgendermaßen gedacht: »Es ist wahr, daß ich das Vergnügen nicht genieße, ins Schauspiel zu gehen; aber hatte ich nicht dafür eine andre Unterhaltung? Hat die Tante nicht ihre Töchter mitgebracht, die sich mit mir den ganzen Abend belustigten? Hätte ich nicht durch Krankheit oder durch einen meiner Mutter oder Schwester zugestossnen Unfall auch das Vergnügen entbehren müssen, ohne dafür durch ein anderes entschädigt zu werden?« Auf diese Art, Kinder, ist es am Klügsten, in solchen Fällen sich selbst zu trösten.«

»D erzähle uns noch etwas von jener Freundinn,« bath Sophie, und die Mutter fuhr fort: »Als ihr

einst ihre Näherinn ein Putzkleid überbrachte, fand sie es ganz gegen ihren Wunsch und Auftrag verfertigt. Ohne sich zu erzürnen, zog sie es zuerst an, und tröstete sich, daß es ihr doch gut stehe, wenn es auch durchaus anders, als sie es wollte, gemacht war.« Wenn es ihr aber schlecht gestanden hätte?« frug Julie. »Dann hätte sie sicher einen andern Grund zum Troste gefunden. Wollte sie ausgehen, und wurde vom Regen gehindert, so suchte sie sich eine Beschäftigung, die ihr das gehoffte Vergnügen ersetzen konnte; sie beendigte eine Arbeit, die schon lange angefangen war, oder las ein unterhaltendes Buch, oder dgl. m.«

»Aber liebe Mutter,« rief Julie aus, »diese Unfälle sind ja alle nur Kleinigkeiten!«

Das ist freylich wahr, allein die meisten Unfälle, die uns treffen, sind es. Große Unglücksfälle sind selten, aber kleine Verdrießlichkeiten giebt es alle Tage; nur wenn wir diese mit Ergebung ertragen, sind wir fähig, auch jene ohne Murren zu erleiden.«

»Ja, um große Unglücksfälle zu ertragen, muß man eine Heldinn seyn,« sagte Julie, »ich habe sie oft beneidet, und gewünscht, eine zu werden, wenn ich die Damen, welche früher öfter ins Haus kamen, davon sprechen hörte. Da heißt es, den Schmerz ohne Klage ertragen; das Böse mit Gutem vergelten; seine Feinde lieben; seinem Vermögen zu Gunsten einer Schwester entsagen, oder sich nicht gegen den Willen der Aeltern verhehlen.«

»Das klänge alles sehr hochtrabend, aber mit dem rechten Nahmen genannt, wird es dir selber auch leicht seyn, eine Heldinn zu seyn; den Schmerz ohne Klage zu tragen, ist Geduld; das Böse mit Gutem vergelten und seine Feinde lieben, ist die Pflicht jedes guten Chri-

sten; seinem Vermögen einer Schwester zu Liebe entsagen, ist Uneigennützigkeit, und nicht gegen der Aeltern Wunsch zu heirathen, ist Gehorsam. Mache die Anwendung auf dich und deine Fähigkeiten; wenn dich etwas schmerzt, so ertrage es schweigend; wenn dich Gespielinnen kränken, suche ihnen Vergnügen zu machen; zeige dich deiner Schwester in tausend Gelegenheiten nachgiebig, und befolge jedesmahl pünktlich, was ich dir befehle, — so hast du alle Eigenschaften, die du von einer Heldinn begehrst!«

»Liebe Mutter, das wären alles so leichte Dinge — —«

»Und diese leichten Dinge,« fiel die Rät'hinn ein, »thust du sie immer?« Julie erröthete, — und wir glauben, in diesem Gespräche die Gemüthsart der beyden Schwestern hinreichend angedeutet zu haben, welche sich selbst in der Art und Weise ihrer Antworten zeigte, denn Sophie hörte aufmerksam zu, und machte sie einen Einwurf oder eine Bemerkung, so war es nur, um sich besser belehren zu lassen, indessen Juliens natürliche Ungeduld, diese wohlmeinendsten Rathschläge überhören ließ, um nur irgend widersprechen zu können.

Kurze Zeit darauf litt Julie an heftigen Zahnschmerzen, da sie ihrer Mutter Rath, Nüsse und Obstkerne nicht aufzuknacken, keine Folge geleistet, und sich demnach die Zähne verdorben hatte. Statt ihr Uebel geduldig zu tragen, füllte sie das Haus mit ihren Klagen und Thränen, als ihr aber die Rät'hinn den Vorschlag machte, den schadhafte Zahn ausziehen zu lassen, rief sie: »Nein! ich kann mich diesem Schmerze nie unterziehen,« und wollte einen augenblicklich größern Schmerz mit jenen langwierigen mindern nicht vertauschen, ohne aber darnach zu trachten, ihn geduldig zu ertragen.

Sophie hingegen, die sich kurz vorher beim Biegeln der Wäsche den Arm verbrannt hatte, klagte trotz der heftigsten Schmerzen nicht weiter, war aber auch so unvorsichtig, nichts zur Heilung zu thun, und man mußte zuletzt einen Wundarzt zu Hilfe nehmen, welcher die Meinung war, nur eine schnelle Operation mittelst Einschnneiden der Wunde könne verhindern, daß die Knochen nicht selber angegriffen, und dieß Uebel hindurch sehr ernsthaft würde. Sophie erblaste zwar bey diesem Ausspruche, allein als sie vernahm, schnelle Hilfe sey die Beste, entschloß sie sich gleich, in diesem Augenblicke jene Operation vornehmen zu lassen, und trotz der eben nicht einladenden Vorbereitung, als sich der Wundarzt die Lanzette, Charpie und Verbandleinwand zurecht legte, blieb sie vor und während des Einschnittes selbst, der nichts weniger als kurz oder schmerzlos war, ruhig und gefaßt, von der Mutter unterstützt, in ihrem Krankenstuhle, in dessen Julie sich selbst zum Zusehen für zu schwach hielt, und davon lief. Aber nicht allein das Aufhören der Schmerzen nach glücklich vollbrachter Operation, noch größere Belohnung war ihr die Zärtlichkeit ihrer Mutter, welche mit gerechtem Lobe ihrer Standhaftigkeit erwähnte, und Sophie konnte zu sich selber sagen: Ich habe nur einige Minuten Schmerzen zu ertragen gebraucht, und fühle mir nun so reich vergolten. Der Arm heilte schnell — Julie aber mußte fortdauernd Zahnschmerzen leiden, da sie sich nie zum Ausreißen entscheiden konnte.

Eines Tages waren beide Schwestern zu einem Kinderball eingeladen, den die Mutter von einer ihrer Gespieltinnen gab. So sehr sie sich darauf freuten, so grämlich wurde Julie am Balltage selber, als sie nur ein einfaches Musselinkleid, einen Strohhut und schwarze

lederschuh zu ihrem Anzuge bereitet fand. Sie glaubte die einzige zu seyn, welche nicht in Seide und mit Blumen geschmückt erscheine, und hörte nicht auf ihrer Schwester vernünftige Vorstellungen, daß sie ja das nicht hindre, tanzen und sich unterhalten zu können. Als endlich der Anzug beyder vollendet, und Julie fast schon aus-
 geschönt mit der Einfachheit ihres Puges war, fanden sie die Rät'hinn mit ernsthaftem Gesichte in ihrer Stube sitzen, und auf ihre Fragen bemerkte die Mutter endlich:
 »Ich habe euch etwas Unangenehmes mitzutheilen.«
 »Doch kein Unglück?« rief Sophie besorgt. »Nein, das nicht, — aber ärgerlich wird es seyn. Heute ist kein Ball.«
 »Heute kein Ball!« klagten beyde Mädchen ein-
 stimmig — »warum denn nicht?«

»Der kleine Bruder eurer Freundin ist krank geworden, und man fürchtet, es sey der Scharlach; es war daher um so weniger rathsam im gegenwärtigen Augenblick einen Ball zu geben, als auch die Anwesenden die Gefahr des Ansteckens zu befürchten hätten.«
 »Der arme Knabe,« sagte Sophie, »hoffentlich wird sein Uebel weder langwierig noch gefährlich seyn.« So sehr sie eben die Entbehrung des gehofften Vergnügens schmerz-
 lich empfand, vergaß sie doch nicht mitleidig, an die Lage des Bruders ihrer Gespielinn zu denken, indessen Julie mit einem weinend ausgesprochen: »Nein, was dieses traurig ist,« ihren Hut unwillig wegwarf, und nur an sich und ihren Kummer dachte, den sie daher auch um so mehr empfand, als gerechte Strafe ihrer Selbstsucht.

»Mir ist leid um euer gestörtes Vergnügen, Kinder,« sagte die Rät'hinn, »ich werde trachten, euch zu Hause eins zu verschaffen.«
 »Ich danke dir, liebe Mutter,« sprach sie umarmend Sophie, und als die

Dienstmagd ein Paar Thränen in ihren Augen wahrte, und ihr Mitgefühl für den kleinen Frits lobte, fügte sie hinzu, »ich glaube Susanna, daß ich auch etwas um den verlorenen Ball geweint habe.«

»Recht so, liebe Sophie,« lobte sie die Mutter, »du fühltest, daß dir jenes Lob nicht gebühre, und hast es abgelehnt; ein schöner Beweis deiner Wahrheitsliebe, und das Bewußtseyn derselben möge dir ein kleiner Ersatz für die entgangene Befriedigung deiner Eitelkeit seyn. Streng dich aber noch mehr an, und trachte auch den verlorenen Ball zu vergessen.«

»Ich fürchte fast, daß es nicht ganz gehen wird, wenigstens will ich aber trachten, die Entbehrung mit Geduld zu ertragen, und mich zu trösten.«

»Das ist ein kluger Entschluß, Sophie: es handelt sich nur darum, ihn auszuführen. Gehe indessen mit Susanne in den Garten; ich komme mit Julie n gleich nach.« Diese saß indessen in einer Ecke des Zimmers und hörte nicht auf zu schluchzen und zu weinen. Die Mutter näherte sich ihr, und ermahnte sie, sich endlich zu beruhigen, und über ein kleines Unglück, das nicht zu ändern sey, zu trösten; als aber das thörichte Mädchen nicht enden wollte, und behauptete, sie habe in nichts Glück, so verwies ihr Rätхин Hasten ernsthaft solche frevelnde Klagen, und sagte: »Glaubst du denn, es sey nicht Glück, bey einer Mutter zu leben, die dich liebt und für dich sorgt? Hast du nicht vom Himmel Gesundheit erhalten? Wirst du nicht gut genährt, gekleidet, wohnst gut, kurz dir mangelt so wenig, daß es der größte Undank gegen die Vorsicht ist, zu klagen, du habest kein Glück! Wenn du an Kleinigkeiten hängst, so erinnere dich, ob es dir nicht angenehm war, als du vorige Woche den ganzen Abend mit deinen Cousinen zubrach-

test? Konntest du nicht durch die Witterung, Krankheit, oder eine verdiente Strafe, von dieser Freude abgehalten worden seyn? War es also kein Glück, daß nichts von Allen dem vorfiel?«

»Nun so groß kann ich das Glück eben nicht halten, das bloß darin bestand, daß ich am Besuche bey meiner Tante nicht gehindert ward!«

»Dann kannst du es auch für kein Unglück halten, wenn du heute am Besuche des Balls verhindert wurddest; das muß dir dein gesunder Verstand sagen!«

Julien besaß dessen genug, um die Wichtigkeit der Gründe einzusehen, welche ihr die Mutter vorgestellt hatte, aber sie konnte sich nicht entschließen, mit Ergebung diese kleine Widerwärtigkeit zu tragen; statt daher der Rätihin wiederholten Ermahnungen Gehör zu geben, fing sie bey Erwähnung, »daß man ein andres Vergnügen suchen wolle, da nun auf den Ball Verzicht geleistet werden müsse,« nur von Neuem wieder zu weinen und zu schluchzen an, so daß die Mutter unwillig wurde, sie ihrem thörigten Grame überließ, und fortging. Nachdem auch Susanna vergebens gutgemeinte Trostgründe an ihr verschwendet hatte, ging Julie, immer noch schluchzend, in ihr Schlafzimmer, wo sie so lange weinte, bis ihre Thränen versiegeten. Sie fühlte sich müde, ihre Augen brennen und ihren Kopf schmerzen; sie warf sich demnach auf ihr Bett und überließ sich ihrer übeln Laune. Indessen hörte sie ihre Schwester im andern Gemache laut lachen, und bald darauf kam diese freudig hereingesprungen und sagte: »Wie gut ist, daß du nicht mehr weinst! die Mutter schickt mich, dir zu sagen, du könnest kommen, wenn du bereits Vernunft angenommen habest. So eben erhielten wir Besuch von unsrer Nachbarinn Henriette, mit ihren beyden klei-

nen Brüdern, und unsre gute Mutter hat fortgeschickt, unsre beyden Cousinen holen zu lassen; wir werden Obst zum Vesperbrod erhalten, und dann spielt uns Mama auf dem Fortepiano Länze, daß wir uns gut unterhalten werden.« »Mir scheint, ihr habt euch schon gut unterhalten?« grämelte Julie, »denn ich habe dich lachen gehört.« »Ja wohl,« erwiderte Sophie, »die Mutter erzählte mir eine so komische Geschichte, und unser kleines Käzchen sprang so drollig mit dem Zwirnknaul herum, daß ich laut auflachen mußte. Doch nun stehe auf, Julie, du fehltest uns allein noch zur Unterhaltung.« Julie wollte aufstehen, allein ihr Kopf schmerzte sie so, daß sie nicht aufrecht stehen konnte. Ihre besorgte Schwester rief eben aus: »Um Gottes Willen, du bist doch nicht krank?« als die Rätхин eintrat, und in Julchen's Zustand eine Folge des vielen Weinen und Schluchzen fand; sie bereitete ihr ein Glas Zuckewasser zur Linderung, was aber das eigensinnige Mädchen nicht trinken wollte, da sie sich ärgerte, daß ihre Schwester sich nun gut unterhalten werde, woran sie durch eigne Schuld gehindert, nicht Theil nehmen könne. Sophie erboth sich, bey ihr zu bleiben, um ihr Gesellschaft zu leisten, allein Rätхин Hasten fand dieß überflüssig, und sandte ihr nur Susanna. Während nun Sophie mit ihren Freundinnen spielte und tanzte, war Julie leidend und verstimmt, als aber die Mutter nachsehen kam, und sie fast übler als früher fand, was wohl eine Folge des ausgeschlagenen Linderungsmittels war, so bath Julie nun selber um dasselbe, und fühlte sich dadurch erleichtert — freylich erst, als es zu spät war, an den Freuden der inzwischen auseinandergegangnen Gesellschaft Theil zu nehmen.

Dieser Abend, der anfangs so traurig vorüberzuschleichen drohte, war es also in der That nur für Julie durch ihre eigne Schuld und Thorheit geworden, wogegen Sophie ihn vergnügt zubrachte, da sie genug Einsicht und Geduld hatte, sich in das Unvermeidliche zu fügen: denn wenn Sophie auch ihrer Schwester Beyspiel gefolgt wäre, so würden Henriette und die Cousinen umsonst gekommen seyn, und beyde Schwestern gleich mißvergnügt und unwohl den Abend verbracht haben. Julie sah dieß ein, und nahm sich ernstlich vor, sich zu bessern. Zwar war das nicht das Werk eines Augenblicks, und noch oft begegnete es ihr, in die alte Untugend zurückzufallen, aber das Beyspiel der Schwester und die Lehren der Mutter, siegten zuletzt doch über die Macht der übeln Gewohnheit, und der erste thätige Beweis dieses Sieges war ihr Entschluß, sich jenen schadhafteu Zahn ausreißen zu lassen, was auch Statt fand, ohne daß sie dabey die mindeste Schmerzens-Bewegung zeigte.

Mögen daher meine lieben Leser und Leserinnen nie vergessen, daß Ungebuld jedes Uebel nur vergrößern, dagegen es durch Ergebung nicht allein gelindert, sondern oft in Vergnügen verwandelt wird.

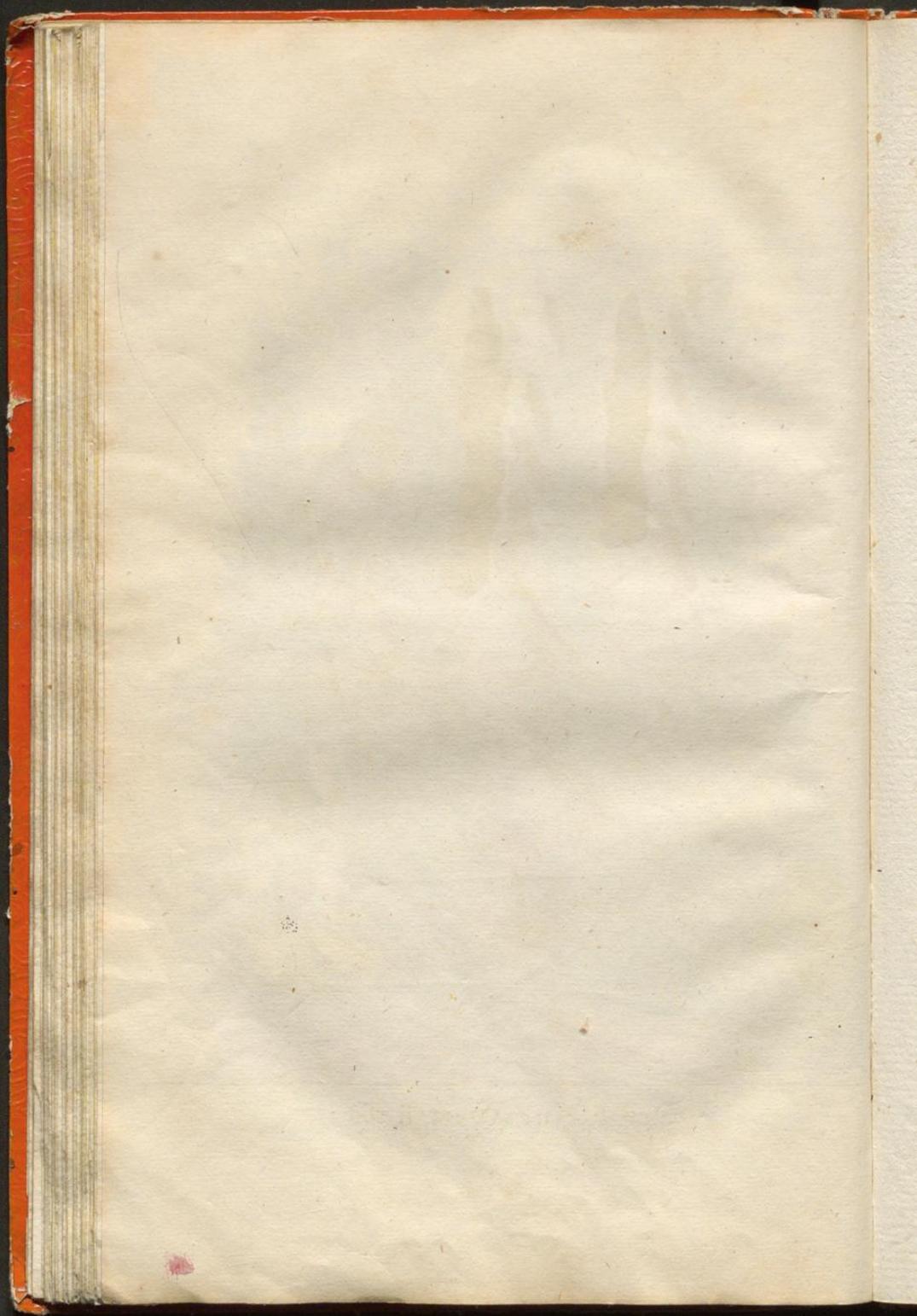
Der kleine Geitzhals.

Frau v. Sandern, Witwe eines begüterten Edelmanns, lebte mit ihren beyden Kindern Alfred und Minchen, in einer großen Residenzstadt Deutschlands, und war eifrig bemüht, ihnen die sorgfältigste Erziehung zu geben. So klein als Minchen war, — sie zählte noch nicht acht Jahre, — so liebenswürdig zeigte sich bereits ihre Gemüthsart; freundlich und gefällig gegen Jedermann, suchte sie ihrer Mutter pünktlich gehorchend, dieser in allen Wünschen entgegen zu kommen, und vor allem war es ihre Uneigennützigkeit, die ihr das Wohlwollen von Jedermann erwarben. In diesem Punkte war ihr um zwey Jahre älterer Bruder ihr ganz entgegengesetzt; er hatte einen schrecklichen Hang zum Geitze, und dieser Fehler, wie gewöhnlich mit Fühllosigkeit und Selbstsucht verbunden, ist in einem zehnjährigen Knaben bereits ein gefährliches Laster. Umsonst versuchte Frau v. Sandern alle Mittel im Guten und Strengen ihn zu bessern, und sie mußte es zuletzt der Zeit und dem entgegengesetzten Charakter der Schwester überlassen, ihn durch ihr gutes Herz zu beschämen, und zur Erkenntniß zu bringen.

Eines Tages kam eine arme Frau, um die Wohlthätigkeit der Familie Sandern in Anspruch zu nehmen; Alfred blieb ein müßiger Zeuge, der traurigen Erzählung ihrer hilflosen Lage, — ja er entfernte sich, als er merkte, daß nun die Mutter etwas herzuschenken im Begriffe war, um ja durch seine Gegenwart nicht aufgefordert zu werden auch beyzusteuern. Minchen



Der kleine Geitzhals.



dagegen bath ihre Mutter selber, ihr Spargeld den Armen geben zu dürfen, und diese schied mit tausend Segenswünschen für ihre großmüthigen Wohlthäter, deren Hülfe sie in Stand setzte, ihren Kindern die lang entbehrte Nahrung und Kleidung zu verschaffen.

Die beyden Geschwister erhielten die Erlaubniß, einen Spaziergang in die Gartenanlagen, welche den vorzüglichsten Belustigungsort jener Residenz bildeten, machen zu dürfen, wohin sie ein alter Diener des Hauses begleitete, da Frau v. Sander n sich etwas unwohl fühlte, und darum nicht ausgehen wollte. Alfred und Minchen besahen im Vorübergehen manches, was ihre Aufmerksamkeit fesselte; bald war es die reiche Auslage eines Kaufladens; bald ein armer Blinder, der musizirte, und dessen kleiner Hund munter nach dem Takte tanzte; oder eine Bube mit einem Glückshafen u. dgl. m. Unter jenen, die gleich Alfred und Minchen diese Herrlichkeiten besahen, war auch ein armer Lehrjunge, den sein Herr mit einer Flasche weggeschickt hatte, Wein zu holen, und welcher der Lockung nicht widerstehen konnte, so interessanten Dingen einen Blick zu schenken. Da ging ein Lastträger schnell an ihm vorbey, stieß an ihn an, der erschrockene Junge ließ die Flasche fallen, — und in tausend Stücken zersplittert lag sie am Boden, und der Wein floß im Staube herum. Der arme Knabe weinte laut, und rief, sein Herr werde ihm strenge züchtigen, wenn er mit der zerbrochenen Flasche heimkäme, die einen Gulden gekostet habe, und er besäße keinen Heller. Der Lastträger wies ihn mit rauhen Worten ab »ein andermahl nicht stehen zu bleiben, und zu gaffen, statt seines Herrn Aufträge zu vollziehen« und auch die Vorübergehenden waren eben nicht geneigt, dem Jungen zu helfen, der in einem fort jammerte: »Mein Herrn wird

mich todtgeschlagen!« Minchen, lebhaft gerührt, zog gleich ihr Beutelschen hervor, in dem aber nur mehr fünf Groschen waren, da sie alles Uebrige vorher der armen Frau geschenkt hatte. Sie bath ihren Bruder, ihr indessen das Fehlende zu leihen, der aber, aus Furcht es vielleicht nicht zurück zu erhalten, läugnete seine Börse bey sich zu haben, was ihm Minchen nicht glauben wollte. Voll Mitleiden mit dem noch immer weinenden Lehrjungen, sah sie sich überall um Beystand für ihn um, als sie in einer nahen Allee den Lehrer ihres Bruders bemerkte, auf welchen sie gleich zu lief, ihm ihr Anliegen zu klagen, und welcher auch so gefällig war, ihr gleich zu helfen. Sie gab nun den ganzen Betrag jenem armen Jungen, der so überrascht war, daß er fast auf das Danken vergaß, und schnell forteilte, sich eine neue Flasche zu kaufen; Minchen aber ging nach Hause, wo sie ihrer Mutter das Vorgefallene erzählte, die zwar ihr mitleidiges Herz lobte, sie aber darauf aufmerksam machte, daß ein kleines Mädchen ihre Gutmüthigkeit nicht zu weit treiben müste, um Leute, die ihr fast fremd seyen, anzusprechen. Dann fragte sie: »Hat denn Alfred dir nicht beysteuern können, er hat ja erst kürzlich einen Dukaten, und ein neues Guldenstück vom Onkel erhalten?« Doch dieser gesellte die Lüge zum Geitze, und behauptete sowohl keine Börse mitgehabt, als auch überhaupt wenig Geld zu haben, indem er jetzt nothwendige Ausgaben für seine Lehrgegenstände machen gemußt hätte.

So gutmüthig Minchen war, ärgerte es sie doch, daß ihr Bruder sowohl jener Frau nichts gegeben, als auch ihr selber sich so ungefällig bewiesen habe. Sie glaubte überzeugt zu seyn, daß er Geld habe, und hätte ihm gern einen kleinen Poffen gespielt, wozu sich auch bald die Gelegenheit fand. Da sie bemerkte, daß er je-

den Abend auf den Boden des Hauses steige, und dort beynah eine halbe Stunde verweile, nahm sie sich vor, ihn zu belauschen, ging früher hinauf, als er es zu thun pflegte, und versteckte sich hinter einem alten Schranke, wo sie ungesehen war, aber alles bemerken konnte, was vorgehe. Alfred kam zur gewohnten Stunde, riegelte die Thüre zu, sah sich vorsichtig um, und nahm dann aus einer Ecke des Daches einen Ziegel weg, unter welchen ein kleines Töpfchen stand, das er ausleerte, und das — mit Geld gefüllt war! Da gab es ein Paar Dukaten, Guldenstücke, Zwanziger, Groschen — beynah dreßsig Gulden zusammen, die er mit vergnügter Miene nachzählte, jedes Stück einzeln genau besah, als wäre das die größte Freude, es dann wieder einpackte und versteckte.

Kaum war er fort, so lief Minchen gleich zu jenem Plaze, nahm das Töpfchen, und brachte es der Mutter, ihr die ganze Geschichte erzählend. Zwar tadelte Frau v. Sander n ihre Tochter, daß diese sich beygehen lasse, ihren ältern Bruder necken, und bessern zu wollen, benützte aber die Gelegenheit zu einer heilsamen Lehre für Alfred, indem sie Minchen befahl, das Töpfchen wieder an die alte Stelle zu setzen, nachdem sie den Inhalt herausgenommen, und dafür Bleykugeln hineingelegt hatte. Einige Tage lang beschäftigte sie Alfred stets zur Abendzeit so häufig, daß er die gewohnten Besuche unterlassen mußte, und erst am vierten Tag darauf wieder daran denken konnte.

Indessen hatte ein armer Handwerksmann, der Haus und Werkstätte durch eine Feuersbrunst verlor, bey Frau v. Sander n um Hilfe gebethen, und diese gab ihm die Hälfte v. Alfreds Schätze, der dabey gegenwärtig war, ohne zu ahnen, daß diese Unterstützung von

seinem zusammen gesparten Gelde sey. Die Mutter forderte ihn auf, auch etwas beyzutragen, aber Alfred, der bey der Erzählung des Unglücks sich die Ohren verstopft hatte, um nicht gerührt, und gegen seinen Willen zur Beysteuer bewogen zu werden, antwortete erröthend, es sey ihm leid, nicht helfen zu können, aber er habe kein Geld.

Kurz darauf stieg er auf den Boden — allein wer kann sein Entsetzen schildern, als er statt seines Geldes Bley fand. Er wollte das Haus mit seinem Geschrey erfüllen — wie aber konnte er gestehen, daß er 30 fl. vermisse, nachdem er eine Stunde vorher seine Mutter versichert hatte, nichts zu besitzen. Er fühlte, wie strafbar er sich machen würde, trocknete seine Thränen und schwieg. Doch machte seine bestürzte traurige Miene sowohl der Mutter als der Schwester hinreichend bemerkbar, daß er seinen Verlust schon entdeckt hatte.

Minchen konnte es in der Dauer nicht über das Herz bringen, ihren Bruder so betrübt zu sehen, wenn sie auch selber die Veranlassung gewesen war; sie befragte ihn eines Tages, warum er immer so traurig herumgehe. »Ach« antwortete er, »weil ich unglücklich bin!« — »Unglücklich, du?! du bist gesund, lernst fleißig, erhältst Belobungen, und schon seit lange keine Strafe; was macht dich denn unglücklich?« — »Versprich mir niemanden etwas zu sagen, so will ich es dir entdecken.« — »Ich verspreche nichts, denn vor der Mutter, weißt du, verhehle ich nie etwas.« — Wenn sie dich aber nicht befragt? — Das ist etwas anders. — Stelle dir also vor, Minchen, ich habe einen kleinen Schatz sammengespart, und der ist mir genommen worden! — Und du sagtest immer, du hättest kein Geld? — Ja, weil ich keines ausgeben wollte! — Was denn sonst das

mit thun? — Nun, es behalten! — Zu was nützt es dir dann? — Man weiß nicht — vielleicht, daß ich — nun ich hätte schon geschaut — Ein schön Bergnügen, meiner Treu! Aber wie konnte man dir es nehmen; dein Schrank schließt ja gut! — Ich hätte es wo anders hin verwahrt. — Wo denn? — Auf dem Boden! — Was für ein närrischer Gedanken! Aber warum denn sein Geld verstecken? — Daß man nicht wisse, daß ich dessen habe. — Das ist der Mühe werth, ein Geheimniß daraus zu machen. War es nicht dein Geld? — Freylich; ich empfang es nach und nach von der Mutter und vom Dunkel, und habe es mühsam zusammen gespart. — Erlaube mir die Bemerkung, daß du ein Thor warst, dir so viele Freuden zu versagen, als du dir damit verschaffen konntest. Wie viel Geld war es denn? — Dreyßig Gulden! — So viel! Was hättest du dir dafür nicht alles kaufen können. — Ich wollte gerade 50 fl. haben; das macht eine runde Summe. — Zu was brauchst du 50 fl., wenn du 30 fl. nicht verwendest? — Wer weiß? vielleicht hätte ich mich in der Folge entschieden. Das Aergertlichste ist aber, daß an der Stelle des Geldes Bleykugeln lagen! — Bleykugeln? Nein das ist zu drollig, ich muß lachen, wenn ich mir dein langes Gesicht bey deren Anblick denke, und das schalkhafte Mädchen mußte ihrem lang unterdrückten Lachreize zu Alfreds Aergers endlich Luft machen. Doch wurde sie bald wieder ernster und bemühte sich ihm zu zeigen, daß es einerley sey, ob er Geld oder Bley besäße, weil er sich weder des einen noch des andern bediene. Alfred mußte dieß zugeben, und dieß war die Veranlassung, daß er ernstlich über seinen unseligen Hang nachdachte, und durch gelegentliche Bemerkungen seiner Mutter, so wie freundliche Rathschläge seiner Schwester angeregte, nach und nach seinen

Fehler ganz ablegte, so daß im Kurzen Minchen ihm entdecken konnte, daß sie ihm jenen Streich gespielt habe. Weit entfernt, ihr zu zürnen, dankte er ihr für diese derbe Lektion, und als ihn Frau v. Sander n die übriggebliebene Hälfte seines Schatzes zurückgab, machte er den besten und klügsten Gebrauch davon.

Eigensinn und Widerspruchsgeist.

Madame Haller saß mit ihren drey Böglingen, Lottchen, Helene und Fanny, eben noch bey Tische, als die Magd einen so eben gebrachten verdeckten Korb auf die Tafel stellte, welchen Herr v. Waldau geschickt habe. Da Madame Haller diesen Herrn nur vom Nahmen aus kannte, glaubte sie Anfangs, es sey ein Irrthum, doch bemerkte sie bald einen Zettel am Henkel des Korbes befestigt, worauf geschrieben stand »für das bey Madame Haller wohnende Fräulein, welches die Güte hatte, sich als Beschützerinn meiner Obstbäume zu erklären, und die ich um Erlaubniß bitte, ihr alle Wochen einen gleichen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben.«

Helena und Fanny sahen erst sich und dann Lottchen bedeutend an, während Madame Haller in allen drey Gesichtern die Aufklärung dieser Sendung zu lesen suchte. Als aber die Magd mit einer Schüssel kam, um den Korb zu entleeren, da der Diener, welcher ihn gebracht, nicht länger warten könne, sagte Madame Haller, von der Schönheit des gesandten Obstes, welches von den edelsten Sorten ausgewählt war, in Staunen gesetzt: »Ich weiß kaum, ob ich dies Geschenk behalten darf, da ich jenes Fräulein nicht kenne, von dem Herrn v. Waldau's Zettel spricht. Oder wissen Sie etwas davon?« »Lottchen gehört das Obst« riefen Helene und Fanny einstimmig, und erstere fuhr fort, um das Nähere befragt: »Ich glaube, Herr v. Waldau war jener Reiter, der unweit von uns hielt, als wir gestern vor seinem Garten saßen und strit-

ten. Pottchen wollte mir nicht Recht geben, und ich konnte nur auf Gründe, sie zu überführen, sonst aber an nichts, weder an Roß noch Reiter denken.«

Madame Haller gab ihr zu erkennen, wie mißfällig es ihr sey, sie so gleichgültig gegen das Urtheil fremder, so wie überhaupt noch nicht von ihrem Widerspruchsgesichte gebessert zu sehen; auch begehrte sie die Ursache des Streites zu wissen, welcher drey Fräulein so erhitzt habe, daß sie ihn so laut führten, um von Vorüberreitenden gehört zu werden. Gerne hätte nun Helena lieber nichts gesagt, aber sie mußte nothgedrungen ihren Bericht fortsetzen, und erzählte daher in kurzen Worten, wie sie und Fanny sich geäußert hatten, daß sie, wenn sie Knaben wären, auch nicht eine Frucht an den Bäumen des Waldauschen Gartens lassen würden, worauf Pottchen gesagt: wenn sie jemanden, sey es Knabe oder Mädchen, wisse, der Aehnliches fähig sey, sie gewiß eilen werde, Madame Haller davon zu unterrichten, auf daß der Eigenthümer gewarnt werden könne. »Und als ich ihr beweisen wollte, das sey nichts Arges, wurde sie böse, und behauptete, Obst stehlen sey daselbe, wie jeder andre Diebstahl, das weiß ich aber besser; sie widersprach mir jedoch immer, so daß —« Hier unterbrach sie Madame Haller, um ihr die völlige Unzufriedenheit zu bezeigen, und frug Pottchen um ausführlichere Auskunft, doch dieß gutmüthige Mädchen begnügte sich zu bemerken, alles sey so wie Helena erzählte, die eben einen Anfall von Widerspruchsgesicht, Fanny aber üble Laune gehabt habe, verschwieg aber, wie sehr sie bey jenem Gespräche durch Helena's ewige Widersprüche, und Fanny's übel-launige Ausfälle gequält worden sey, was Herr v. Waldau alles gehört hatte, da er, durch Nennung seines

Nahmens, zum Stillstehen bewogen, ein Zeuge des ganzen Streites war, den er dann seiner Gattinn erzählte. Diese gab ihm den Rath sich, wie erzählt, dankbar gegen jenes Fräulein zu erweisen, ohne jedoch gleich ihm den Nahmen eines der Zöglinge der Madame Haller zu kennen, welche eine achtungswerthe Frau war. Früh Witwe geworden, rieth ihr eine Freundin nach dem Tode ihres Gatten, eines Professors, der ihr nur wenig Vermögen hinterließ, von ihren ausgezeichneten Kenntnissen und Erfahrungen Gebrauch zu machen, und sich der Erziehung von jungen Mädchen, welche sie zu sich nehmen sollte, zu widmen. Ein kleines Landhaus, ihr Eigenthum, war groß genug zur Ausführung dieses Vorschlages, und so sehen wir denn die Fräulein, ungefähr zwischen zehn und zwölf Jahre alt, bey ihr, deren Aeltern ihr solche auf Empfehlungen jene Freundin anvertrauten, und deren Charakter wir bereits, aus dem Eingange dieser Erzählung so ziemlich erkennen konnten. Noch ein treueres Bild giebt folgende Beschreibung einer Lustparthie, welche die drey Mädchen mit Madame Haller machten, und welche die Grundlage zur Besserung der eigensinnigen Fanny, und der stets widersprechenden Helene wurde.

Schon lange Zeit her ward Madame Haller von ihrer einstigen Anme, Marianna, zu einem Besuche eingeladen worden, da diese, an einen Pächter verheirathet, eine nette Landwirthschaft, nur ein Stündchen vom Landhause der Madame Haller entfernt, bewohnte. Letztere willigte endlich ein, und setzte einen Tag fest, an welchem, nach Mariannens Anerbieten, ihr Mann sammt ihrem Sohne, einen Kahn bereithalten sollte, um den Weg auf dem kleinen Flüsschen, was jene Gegend durchströmte, angenehmer zurückzu-

legen. Madame Haller bestimmte diese Parthie als Ferientag für ihre Zöglinge, denen sie von der Wasserfahrt nichts sagte, um sie zu überraschen, und nur vom Besuche bey Marianne allein sprach. Lottchen äußerte sich, ein Körbchen mitzunehmen, um Blumen unterwegs zu pflücken; Helena aber fand diesen Gedanken abgeschmackt, da sie sicher nur zwischen Staub und Sand gehen würden, und Fanny fing im Voraus an zu klagen, daß es zu warm seyn werde; als sie jedoch Madame Haller auf die vorgerückte Jahreszeit (es war gegen Ende September) aufmerksam machte, fürchtete sie sich vor der Kälte, am meisten aber vor Helenens Widerspruchsgeist, der ihr den ganzen Tag verderben werde. Letztere wollte erwidern, aber ihre Lehrerin geboth beyden Stillschweigen, und beschloß die Gelegenheit dieser Luftfahrt zu benützen, die beyden Mädchen ganz sich selbst zu überlassen, auf daß sie durch ihre Thorheiten sich selber die verdiente Strafe bereiten. Als der Tag endlich gekommen war, und Madame Haller mit den frohen Mädchen nach dem Frühstücke ihre Wanderung antrat, so entzückte der schöne Morgen alle so sehr, daß fast Helene das Widersprechen, und Fanny ihre Furcht vergessen hätte. Doch dauerte der Friede nicht lange, denn kaum wich Madame Haller von der Landstraße ab, um über eine Wiese, und kleines Gehölz den nächsten Wege zum Flusse einzuschlagen, als Helena anfing, ihr unaufhörlich zu beweisen, daß sie sich im Wege irre, und sie hätte trotz des beruhigenden Lächelns ihrer Führerin diesen Streit stundenlang fortgesetzt, wenn sie sich nicht plötzlich am Ufer des Flusses befunden hätte, wo Pächter Johannes mit seinem Sohne, in einem zierlich gebauten und bemahlten Kahne die Gesellschaft bereits erwartete.

Lottchen freute sich herzlich, als Madame Haller erklärte, das Schiff sey zu ihrer Lustreise bestimmt, dagegen Helena gleich erklärte, daß sie nicht gesonnen sey, so langweilig den Weg zurückzulegen, und lieber am Ufer gehen wollte. Diesem Einfall glaubte Madame Haller doch nicht nachgeben zu müssen, und sagte ihr ganz kurz, wenn sie nicht im Schiffe fahren wolle, müßte sie nach Hause zurückkehren, wohin sie die Magd, die bis zum Einschiffungs-Platz ihnen für den kühlen Abend Mäntel und Tücher nachgetragen hatte, sie begleiten werde. Diese Drohung wirkte, und so gleichgültig sich Helena auch stellte, wäre es ihr doch höchst unlieb gewesen, den sogleich eingenommenen Platz im Rahne mit der Langeweile des Zuhause-Bleibens vertauschen zu müssen.

Nun kam die Reihe an Fanny. Sie bath sie fest zu halten, da sie zu fallen fürchte, und zeigte große Angst vor dem Schaukeln des Schiffes, das, wie sie von ihrem herfahrenden Bruder gehört habe, krank mache und alles im Schiffe zu zerbrechen im Stande sey. Madame Haller nahm sich die Mühe ihr begreiflich zu machen, Welch ein Unterschied zwischen einem Rahne auf einem Flüsschen, und einem Schiffe auf dem Meere sey, denn nur vom Letzteren konnte ihr Bruder ihr erzählt haben. Aber Fanny hörte kaum zu, sondern rief ängstlich: »Sehen Sie doch, Madame Haller, wie mich der Schiffer anspricht; schon ist meine Nasenspitze ganz naß!« Die andern konnten sich des Lachens nicht enthalten, und um so mehr klagte Fanny bald über dieß bald über jenes, zuletzt sich äusernd, daß es klüger gewesen wäre zu Fuß zu gehen. Helena vergaß auf sich, und nannte das eine Thorheit, da es weit angenehmer sey, auf dem Wasser zu fahren, als sich am Lande zu er-

müden; dagegen hielt ihr Fanny vor, wie sie erst vor einer Viertelstunde anderer Meinung gewesen, und so entspann sich ein neuer Streit, den aber Madame Haller nicht zu beachten schien, sondern inzwischen Lottchen auf das Bemerkenswerthe am Ufer, oder auf dem Fluße aufmerksam machte.

In der Hälfte Weges fing Fanny an über Hunger zu klagen. Madame Haller nahm aus ihrem Körbchen einen Kuchen, und eine Pflirsich, die vom Obste des Herrn v. Waldau war, welcher seine wöchentlichen Sendungen noch nicht eingestellt hatte. Sie both auch den Andern davon an; Lottchen nahm es an, aber Helena erklärte, sie begreife nicht, wie man schon hungrig seyn könne, wenn man erst gefrühstückt habe. Madame Haller war überzeugt, daß diese Weigerung nur Wirkung des gewohnten Widerspruchgeistes sey, aber sie nahm sie für baare Münze, drang nicht weiter in Helena, und als diese hinzusetzen wollte: »dennoch, wenn Sie darauf bestehen,« — — war schon alles wieder eingepackt, und sie hätte erröthen müssen, das zu begehren, was sie erst zurückgewiesen.

Indessen hatte Fanny ihre Portion von allen Seiten betrachtet, und gab sie mit der Bemerkung wieder zurück, daß ihr der Kuchen nicht gebacken scheine, und auf der Pflirsich Ameisen herumkröchen. Madame Haller war so nachsichtig, nochmahls etwas auszuwählen, woran nichts auszusetzen gewesen wäre, allein kaum hatte Fanny davon gekostet, als sie es abermahls weglegte, da es nach dem Anstriche des Rahmes rieche und daher nicht esbar sey. Madame Haller glaubte mit Recht gefällig genug gewesen zu seyn, antwortete nichts, und Fanny war übler Laune, bis sie an den Landungsplatz ankamen.

Marianna erwartete hier bereits die Gesellschaft, und empfing sie aufs Herzlichste; aus Vorsicht befahl Madame Haller ihren Zöglingen im Kahne sitzen zu bleiben, bis einer nach dem andern herausgeholfen werde. Pottchen war ihrer Gewohnheit nach gehorsam; Fanny, müde vor Hunger und Aerger, wäre ohnehin lieber den ganzen Tag sitzen geblieben, Helene aber folgte wie immer ihrem Widerspruchs Sinne, rief, daß sie der Hülfe von Niemand bedürfe, und sprang aus dem Kahne, noch ehe es Madame Haller hindern konnte. Die Entfernung war jedoch noch zu groß, Helena fiel am Ufer nieder, rißte die Wange, daß ihr das Blut über das Gesicht lief, und zerriß sowohl ihr Kleid, als auch einen Schuh, mit dem sie an einen spitzen Stein gestoßen, dergestalt, daß sie von Johannes ins Haus getragen werden mußte.

Madame Haller, anfangs durch Helene's Fall erschreckt, bemerkte jedoch gleich, daß dieser keine gefährlichen Folgen habe, und bemerkte daher nur trocken, daß es gewöhnlich so zu gehen pflege, wenn man eigensinnig seinem Kopfe folge. Zum ersten Mahle vielleicht konnte Helena nicht widersprechen, denn die Sache war zu klar, und überdies schmerzten sie Stirne, Knie und Hände nicht wenig.

Im Gastzimmer Marianne's angekommen, das zu Ehren der Gesellschaft mit Blumen geziert war, besah man vor Allem Helene's Aeußere; das Kleid konnte mit Stecknadeln nothdürftig geheftet werden, der Schuh aber war unverbesserlich, und wenn Helene nicht den ganzen Tag im Zimmer sitzen bleiben wollte, mußte sie das Anerbiethen Marianne's annehmen, einen Schuh der Magd anzuziehen. Freylich war sie Willens, in der Meierey, im Garten und auf den Fel-

dern herumzuwandern, aber fast hätte sie darauf verzichtet, als sie den fraglichen Schuh sah; da jedoch Madame Haller die Bemerkung machte, daß er ihr zu groß scheine, so war dieß der kleinen Widersprecherin genug, zu behaupten, er stehe ihr vortreflich, und sie zog ihn an. Zwar hätten bequem zwey Füßchen darinnen Platz gehabt, und die hohen Absätze zwangen sie zu hinken, was ihr, wenn wir das altmodische Aeußere des Schuhs dazu nehmen, der vom größten Leder mit einer großen Schnalle war, ein so drolliges Aussehen gab, daß selbst das gutmüthige Lottchen sich des Lachens nicht enthalten konnte, aber gab es ein andres Mittel, nicht immer zurückbleiben zu müssen?

Marianna deckte sogleich den Tisch, und Madame Haller schlug vor, indessen die Wirthschaftsgebäude zu besuchen, wohin sie zu begleiten sich Johannes anboth, Fanny aber fühlte sich krank vor Eigensinn, Laune und Hunger — obgleich sie die freundlichen Anerbietungen Mariannens zurückwies — und Helena war kaum aus der Thüre getreten, als sie wieder umkehrte, aus Furcht von Lottchen ausgelacht zu werden. Die beyden Mädchen blieben also zurück, saßen sich stumm gegenüber, und jede dachte, wenn das eine Lustbarkeit seyn sollte, sie nicht bald wieder sich eine gleiche wünschen, ohne einzusehen, daß sie nur sich selber alles Verdrießliche des heutigen Tages zuzuschreiben hatten. Madame Haller und Lottchen aber besahen inzwischen mit Vergnügen Haus, Stall, Meierrey, Garten, Wiesen und Feld, und Johannes freute sich, Lottchen, welche sich gerne unterrichten ließ, auf ihre passenden Fragen ordentlich Auskunft geben zu dürfen.

Nach ihrer Rückkehr wurde das Mittagmahl aufgetragen, und die gute Marianna hatte nichts ver-

säumt, ihre Gäste recht glänzend zu bewirthen; Madame Haller und Lottchen ließen sich es schmecken, und selbst Helena vergaß, daß es noch nicht spät sey, und man so früh keinen Hunger haben könne; Fanny aber hatte schon so lange gehungert, daß ihr nichts anständig war, und Madame Haller mußte (ihrer Vornahme entgegen) ihr Ansehen brauchen, um sie zu zwingen, wenigstens Brod und gewässerten Wein anzunehmen. Zuletzt ward ein großer Apfelsuchen aufgetragen, deren Anblick selbst die schlummernde Ghlust Fannys zu wecken schien. Eben wollte ihn Marianne vorschneiden, als sie ausrief: »Nein, wie man so vergessen seyn kann; jetzt fällt mir ein, daß ich den Zucker nicht hineinstreute, sondern in einer Schale stehen ließ, er muß noch in der Küche seyn.« Johannes ärgerte sich über seiner Frau Bergeßlichkeit, aber Madame Haller wie Lottchen meinten, dieser Unfall sey leicht verbessert: man brauche den Zucker nur jetzt darauf zu streuen. Fanny jedoch erklärte, nichts zu nehmen, da sie von ihren Altern gehört habe, ein Apfelsuchen könne nur gut seyn, wenn man ihn während des Kochens zuckere. Dieß war für Helena eine Veranlassung zu behaupten, ein ungezuckerter Apfelsuchen sey der Beste, und sie bitte sich daher ein Stück aus, noch ehe der Zucker kömt. Bergens stellte ihr Marianne vor, daß dazu nur halb-reifes saures Obst genommen worden sey; Helena bestand darauf, und würgte die essigsaure Speise, zu der selbst die eine Schale Zucker zu wenig befunden worden, und noch eine zweyte gebracht worden war, hinab, da sie zu halsstarrig und stolz war, ihren Irrthum einzugestehen.

Nach Tisch ward ein Spaziergang ins Dorf vorgenommen, dem beyzuwohnen Helena sich wegen ihres zerrissenen Kleides, blutiger Wange und plumpen Schu-

hes weigerte, Fanny aber, immer mehr übler Laune, sagte bloß, sie sey unwohl und wünschte dieser Lustparthie gar nie beygewohnt zu haben. Madame Haller ging also mit Lottchen und Johannes weg, und kam sehr vergnügt über die freundliche Lage des Ortes zurück. Sie hatten auch die kleine schöne Kirche besehen, und der ehrwürdige Pfarrer hatte sie in seinen Garten genöthigt, wo er Lottchen mit Früchten und Blumen beschenkte, welche letztere sie in ihrem Körbchen zur Zierde ihres Schlafzimmers mitnahm. Während Madame Haller dieß erzählte, bemerkte sie Helenen's Antlitz noch mürrischer als gewöhnlich, und sie eifrig beschäftigt, ihren zerrissnen Strohhut zusammen zu heften. Auf die Frage um die Ursache dieses neuen Unfalls, verstummte Helene, und Marianne berichtete möglichst schonend, wie sie beyde kurz vorher im Garten gelustwandelt wären, und das Fräulein, um den Weg abzuschneiden, den gebahnten verließ, und durch eine Hecke wollte, die voll Dornen war, und ihren Hut zerriß, wie auch ihr Kleid aufs Neue mißhandelte. »Aber« setzte die gute Alte hinzu: »das arme Fräulein war darüber so verdrießlich, daß Madame sie gewiß nicht ausschmählen werden.«

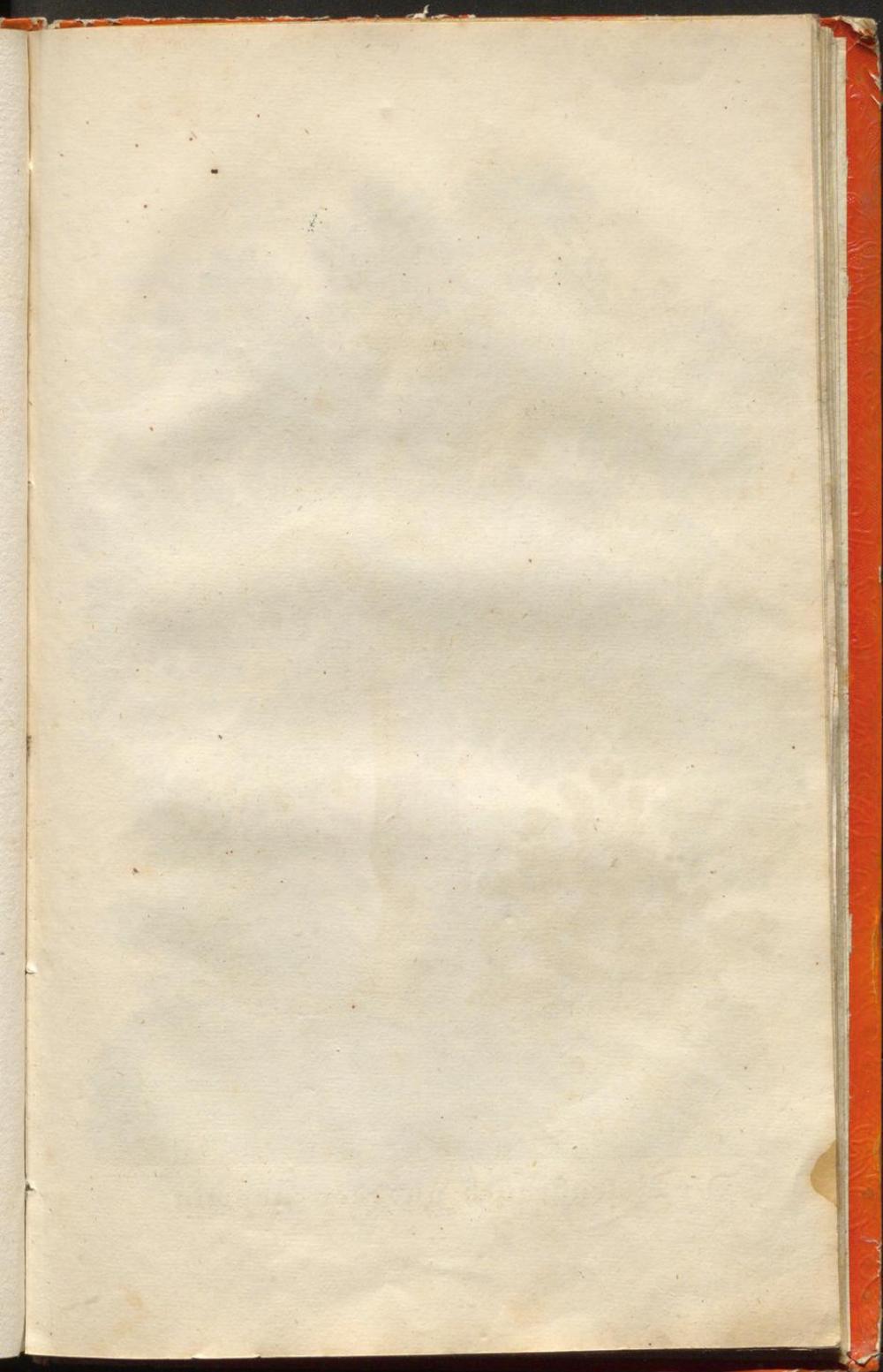
Helena wollte eben beweisen, wie sehr sie recht gegangen sey, als Fanny einen Schrey ausstieß, und nach dem Fenster zeigte, wo zwey Wespen flogen, welche sie sicher stechen würden, wenn man sie nicht gleich tödte. Vergebens wurde ihr gesagt, daß ihr nichts geschehe, wenn sie ruhig bleibe — sie floh in die andre Ecke des Zimmers, und verbarg ihr Gesicht, als wäre der bloße Anblick tödtlich. Helena aber konnte diese Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, ohne wieder ihre Untugend zu zeigen, wenn sie auch genug Unfälle deshalb an diesem Tage schon erlitten hatte; sie lief zum Fenster, rief

die beyden Wespen seyen nur Fliegen, und reizte sie, mit dem zerrissnen Hute darnach schlagend, so lange, bis eine erbost sich auf ihr Kinn setzte, und unter die Lippe so heftig stach, daß ihr Mund ganz schief stand, und die Unordnung ihres Aeußeren jetzt vollkommen war.

Nun verlor Madame Haller die Geduld, und statt sie zu bedauern, hielt sie ihr vor, wie die Gewohnheit immer zu widersprechen, Helenen nicht allein für alle die mit ihr umgingen, unerträglich mache, sondern sie auch zum Lügen verleite. Sie zählte ihr alle Thorheiten des Tages bis auf diese Letzte vor »welche« wie sie sagte »so arg ist, daß ich meinen Vorsatz, Sie und jenes eigensinnige launische Fräulein, das dort im Winkel sitzt, ihren Verkehrtheiten heute zu überlassen, aufgeben und Ihnen meine Unzufriedenheit bezeigen mußte: denn sie wußten so gut wie wir alle, daß jene Insekten Wespen seyen, und nicht Fliegen.« Dann befahl sie ihnen, sich zum Aufbruch bereit zu machen, wo aber Lottchen um Erlaubniß bath, im Garten noch einige Blumen, die ihr Marianna angebothen hatte, pflücken zu dürfen. Madame Haller bewilligte es, und Fanny und Helena waren froh, bey dieser Gelegenheit, als sie Lottchen begleiteten, einer weitem Strafpredigt zu entgehen. Doch hartete ihrer noch eine empfindlichere Demüthigung, denn als sie zurückkehrten, hörten sie Mariannen ausrufen: »Da sehe ich ja Herrn und Frau v. Waldau kommen, die werden uns sicher besuchen, wie sie jedesmahl zu thun pflegen; denn mein Mann ist sehr wohl gelitten beym gnädigen Herrn, dem er schon oft Sämereyen u. dgl. geliefert.« Vergebens trachteten Fanny und Helena sich zu verbergen; mit ihnen zugleich war das Waldau'sche Ehepaar in den Hof getreten, und Madame Haller rief ihnen eben vom Fenster

zu, sie da zu erwarten, Fanny war blaß, mürrisch und übler Laune; ihr Kleid war durch das viele Sitzen den ganzen Tag über im Großvaterstuhle so zerknittert, daß es schmutzig und nachlässig aussah. Helena spielte eine noch traurigere Figur mit ihrem großen Schuh, den zerrisnem Hute und gehefteten Kleide, Nase und Wange gerüst, und den Mund verschwollen; es war daher natürlich, daß beyde Mädchen Herrn und Frau v. Waldau auffallen mußten, die Madame Haller, nach den ersten Begrüßungen um die Ursache dieser Erscheinung fragten. Sie wurden im Kurzen davon unterrichtet, woraus sie gleich schlossen, daß jene dieselben Fräulein seyen, die ihren Obstbäumen als Knaben so gefährlich gewesen wären, so wie sie Lottchen mit Artigkeiten überhäuften, und ihr das Versprechen der wöchentlichen Obstdendungen erneuerten, zuletzt war noch Herr v. Waldau so schalkhaft, mit einem Seitenblicke auf Helenen hinzuzusetzen, daß er diese wohl nicht für erfahren genug im Klettern und Hecken übersteigen halte, um für seine Früchte ernstlich besorgt zu seyn.

Bald trennte sich die Gesellschaft. Madame Haller fuhr wieder auf dem Schiffchen zurück, und kam mit ihren Zöglingen ohne weitem Unfall heim. Der Weg war sehr angenehm, wenigstens für Lottchen und Madame Haller, welche aus dem Stillschweigen und den beschämten Blicken Helenen's und Fanny's mit Recht darauf schloß, daß die Lehren des heutigen Tages an ihnen nicht verloren seyen. Auch war dieß wirklich der Fall, und die nächste Fahrt zu Mariannen wurde auch für Helene und Fanny zur wahren Lustfahrt.





Der Rosenstranch und der Jasmin.

Der Rosenstrauch und der Jasmin.

F a b e l.

In einem Park als alte Nachbarn standen
Ein Strauch von Rosen, einer von Jasmin;
Im rothen Farbenschmucke prangte herrlich
Der Blumen allbeliebte Königin,
Wogegen die bescheidne weiße Blüthe
Schmuckloser zwar, doch gleichen Balsamhauch
Den Lüften both, daher des Gartens Gäste
Bald zu dem einen wallten, bald zum andern Strauch.
Da fing der Neid an schnell sich einzustellen,
Und zwischen beyden Blumen keimte Groll und Streit.

- »Ich bleibe Königin« so rief die Rose,
- »Mir ist's der man von jeher Ruhm verleihet.
- »Mein Farbenkleid bezaubert jedes Auge,
- »Mein Wohlgeruch, ihn jedermann erhebt;
- »Ich bring' das ganze Jahr hindurch oft Blumen,
- »Wo deine Blüthe kurze Zeit nur lebt,
- »Wie wagst du doch dich stolz mir gleichzustellen!«

Die andre Blume sprach, vom gleichen Stolz verkehrt:

- »Nicht neid' ich dir den Duft und deine Farbe,
- »Erkenn ich selber doch wieviel ich werth,
- »Wie ich geschätzt vom Freund des wahren Schönen,
- »Wie meine Klarheit manchen wohl entzückt;
- »Die Menge bloß, die Bunt'es pflegt zu lieben,
- »Ist's, die dein bald verwelktes Noth berückt.«

Da sprach der Eichbaum, der in ihrer Mitte:

- »Was habert ihr so thöricht, Dünkels voll?
- »Schuf nicht ein Wort des Schöpfers euch mitsammen?
- »Trägt nicht ein Boden euch und pfl egt euch wohl?
- »Erfreut ihr euch nicht einer Sonne Strahlen,
- »Und es umgiebt euch beyde gleiche Luft?
- »Zu was der Rangstreit zwischen Gleichgestellten,
- »Ob Farbe, Form, ob Leben und ob Duft!
- »Da ihr als Ziergewächs durch sie nur nützet,
- »Erringt den Preis nur jene die gefällt!«

Erfüllt den Platz nur recht, der euch gegeben,
 Dann würdigen, wenn nicht die Welt,
 Doch stets die Bessern euer Streben!

Das Fräulein und die Stickerinn.

»Hier, gnädiges Fräulein, hat die Stickerinn etwas gebracht« meldete das Kammermädchen Betti der 14jährigen Tochter ihrer Gebietherinn, Frau von Kolbert, und Cecilia, etwas eitel und puzsüchtig, befah es schnell und sagte: »Nicht wahr, dieser Kragen ist hübsch ausgefallen, Betti?«

»Ja, gnädiges Fräulein, vortrefflich.«

»Sollte nicht ein Spitzen-Besatz herum gut stehen?«

»O ganz gewiß muß das sehr schön lassen!«

»Ich weiß aber doch nicht ob es geht; da ich den Kragen stiften ließ, bleibt mir nicht Geld genug Spitzen zu kaufen, und die Mutter wird mir nichts darauf geben.«

»Die Stickerinn ist zugegen, gnädiges Fräulein.«

»Laß sie nur etwas warten; ich muß überlegen, wie ich das am Besten mache.« — —

»Ich höre die gnädige Frau läuten; soll ich indessen die Stickerinn herein kommen lassen?«

»Nein, ich sagte dir bereits, sie warten zu lassen; ich will suchen, ob ich nicht Spitzen an einem alten Halstuche finde.«

Und nun setzte sich Cecilia vor eine Lade ihres Kleiderschranks, und wühlte die längste Zeit in einem Chaos von allen Stoffen; sie findet immer etwas Neues, was ihren puzsüchtigen Sinn beschäftigte, und vergaß so lange auf die Stickerinn, bis die Glocke der Mutter sie zur eben angekommenen Zeichenmeisterinn rief, daher

Cecilia nur schnell den Schrank schließen, und ins Lehrzimmer eilen konnte.

Indessen sie ihre Zeit versplittert hatte, wollte die Stickerinn fast vor Angst und Ungeduld vergehen. Schon mehrere Tage hatte ihr kleiner Knabe ein Wechselfieber, das sie eben nicht achtete, bis heute ein junger Studirender der Arzneykunde, der im Hause wohnte, so gefällig war, den Kleinen zu untersuchen, worüber er sich äußerte, daß zwar noch keine Gefahr sey, aber doch schnell dazu gethan werden müsse. Er schrieb ihr ein Recept, und wiederholte ihr: »Lassen Sie dieß lieber früher als später bereiten.«

Die arme Frau Weber hatte kein Geld, ihr ganzes Vermögen bestand aus vier Groschen, denn sie war gewohnt vom Verdienste jedes Tages zu leben. Auch sagte sie sich selbst: »Ich habe da den Kragen für Fräulein Cecilia gestickt; den trage ich um neun Uhr hin, und empfangen 3 fl.; mit diesem Gelde kann ich die Arzney bereiten lassen, und das wird meinem August sicher gut thun, denn Herr Schmidt scheint sehr geschickt zu seyn. Bis halb 10 Uhr bin ich wieder daheim, und wenn August besser ist, kann ich morgen zur Putzarbeiterinn den Spitzenmantel abliefern, und empfangen 6 fl. — so haben wir wieder mehr als eine Woche zu leben; wenn nur August wieder wohl wird!«

Von diesem in Gedanken so wohl geordneten Tage war nun schon eine Stunde ungenützt verstrichen; das Kind noch nicht besser, und der Mantel nicht gestickt. »Sind Sie doch so gut, dem Fräulein zu sagen, daß ich da sey,« bath Frau Weber, erhielt aber zur Antwort: »Jetzt ist Lehrstunde, wo wir nicht stören dürfen, warten Sie nur.« Also abermahls eine Stunde warten! Die arme Frau stand alle Augenblicke auf, setzte sich wieder,

wollte gehen, — und doch hielt sie die Erwartung des zu empfangenden Geldes zurück.

Endlich war die Lehrstunde vorüber; die Meisterinn ging, von der Schülerinn begleitet, weg, und die Stickerinn benützte diese Gelegenheit, Cecilien anzureden. »Ach,« rief diese, »ich habe mich noch nicht entschieden; kommen Sie später wieder, um 4 Uhr, oder morgen. Vielleicht lasse ich den Kragen mit Spitzen, vielleicht mit Bändern besetzen; wie gesagt, ich bin noch unschlüssig, kommen Sie nur ja gewiß wieder!« Und mit diesen Worten sprang das leichtsinnige Mädchen in ihr Zimmer, und warf die Thüre zu.

Die arme Frau antwortete nichts, und ging mit blutendem Herzen trostlos weg. Sie suchte sich selbst zu täuschen, und glaubte, Herr Schmidt werde das Uebel nur vergrößert haben, und etwas Thee werde ihrem Kleinen schon helfen. Freylich wäre es besser gewesen, meinte sie, wenn sie von Cecilien die 3 Gulden erhalten hätte, aber an das »Wiederbestellen« leider gewohnt, — und wenn ihr Kind gesund war, grämte sie sich auch nicht darüber, — tröstete sie sich, daß sie auch mit ihren 4 Groschen dem Kinde Linderung gewähren könne, und holte dafür im nächsten Laden Thee.

Als sie auf die Stiege ihrer Wohnung gekommen war, hörte sie sich schon von der Stimme ihrer Nachbarinn, die sie bey August gelassen hatte, rufen: »Kommen Sie doch schnell, Frau Weber, Ihr Knabe scheint recht übel zu seyn, und ich weiß mir nicht zu helfen.« Auf diese Worte flog sie fast die Treppe hinauf, und eilte zu ihrem Kinde, das sie weinend umarmte, indessen ihre gutmüthige Nachbarinn sie zu trösten bemüht war, und schnell den Thee bereitete.

Leider half aber dieser nichts, sondern schien die Krankheit zu vermehren, und August wurde immer übler. Frau Weber war der Verzweiflung nahe und wußte sich nicht zu helfen, denn ohne Geld getraute sie sich in keine Apotheke, und ihre Nachbarinn hatte selbst nur wenige Kreuzer. Da fiel ihr ein, daß die Stunde nahe, wo sie zu Cecilien bestellt sey; sie beschwor Frau Mayer, (so hieß die Nachbarinn) indessen bey dem Kleinen zu wachen, und auf deren Frage, was sie der Putzarbeiterinn antworten soll, die schon zwey Mahl um den Spitzenmantel geschickt habe, bath sie solche auf morgen zu vertrösten, da sie gerne die Nacht durch arbeiten werde, wenn August besser sey.

Bev Frau v. Kolbert erfuhr sie, niemand wäre daheim, und man erwarte vor Abends auch keine Zurückkehr. Ein »Gütiger Himmel« war das Einzige, was die arme Stickerinn hervorbringen konnte, und sie verließ das Haus ohne zu wissen, wohin sie gehen solle, — denn heimzukehren, ohne ihrem August Hilfe zu bringen, vermochte sie nicht. Sie durcheilte mehrere Straßen, mit der Vornahme, die nächst beste reiche Dame, welche ihr mit einem Kinde begegnete, anzureden, und ihr zu sagen: »Auch ich bin Mutter, helfen Sie mir, daß ich meinen kranken Knaben retten kann,« aber wenn sie wirklich eine solche sah, fehlte ihr der Muth, und sie fühlte sich dann doppelt unglücklich.

Endlich, an einer Straßenecke begegnete ihr jener Studierende am Arme zweyer Collegienfreunde, und ihr ersticker Schrey, »Herr Schmidt« veranlaßte die Frage: »Sind Sie es, Frau Haller? was macht August.« »Des geht ihm sehr schlecht!« schluchzte diese. »Das begreife ich kaum« sagte Herr Schmidt, »sollte denn das Wech-

selfieber so böseartig geworden seyn? Ihr habt ihm ja doch das Chinin *) gegeben, das ich verschrieb?»

»Nein, Herr Schmidt!»

»Wie, Unglückliche?! Da hilft dann kein Schluchzen und Zittern, sondern schnell in die Apotheke, und die vorgeschriebene Gabe verdoppelt, sonst ist Euer Kind verloren,« dann wandte er sich an seine Freunde mit den Worten: »So sind diese Mütter, mit ihrer blinden Liebe bringen sie oft ihre Kinder um, statt ihnen zu helfen.«

Frau Weber hörte fast nichts mehr von diesem unverdienten Vorwurfe; sie slog in die nächste Apotheke, das Recept vorzeigend, und die doppelte Gabe begehrend, die ihr der phlegmatische Lehrling für ihr von Angst und Unruhe geplagtes Herz viel zu langsam bereitete. Endlich war er fertig, und begehrte — einen Gulden.

Wie ein Blitzstrahl traf dieß Begehren die Unglückliche, welche bisher auf ihren Geldmangel ganz vergessen hatte.

»Nun, auf was warten Sie?« frug der Lehrling, und Frau Weber stammelte: »Ich habe kein Geld.« »Ja,« meinte jener, »wenn sie Arzneyen umsonst haben wollen, müssen Sie eine Anweisung des Armendirektors oder ein Zettel vom Armen-Arzte haben.«

»Von dem Allen weiß ich nichts; ich bin eine Stickerinn, welche 3 fl. für Arbeit zu fordern hat, und man hieß mich wiederkommen, indessen mein Kind stirbt!«

*) Chinin, Extrakt der für das Fieber früher gebrauchten sogenannten China- oder Fieberrinde; gegenwärtig als eines der vorzüglichsten Mittel für derley Krankheiten von vielen Ärzten verwendet.

»Ja, aber wer schickte Sie zu uns? der Commissair oder die Krankenhaus-Vorsteher?«

»Mein Gott, mein Gott,« jammerte die Arme, »so kann ich ihn nicht retten, wenn Sie mir nicht das Zutrauen schenken, mir diesen Gulden zu borgen.«

Da hörte sie eine weibliche Stimme im Nebenzimmer. »Warum so viel Schwierigkeiten, Jacob? Sie wissen, daß mein Mann niemanden Hilfe abschlägt, der sie bedarf. Gehen sie, liebe Frau, und beunruhigen Sie sich nicht wegen dieser kleinen Schuld.«

Frau Weber konnte nur, »Gott segne sie« stammeln, und eilte so schnell nach Hause, als es ihre erschöpften Kräfte zuließen.

Des andern Morgens erwachte Cecilia, welche die ganze Nacht durch herrlich geschlafen hatte, munter und aufgeweckt, unter den heitersten Gedanken. Einer der ersten war ihr gestickter Kragen, den sie Betti gab, ihn der Stickerinn zu bringen, daß sie noch heute schnell die gefundnen Spitzen ansehe, wofür sie, wie sie meinte, außer den gestern begehrten 3 fl. wohl nichts fordern werde.

Als Betti zurückkehrte, fand sie Cecilia bey ihrer Mutter, und meldete ihr: »Gnädiges Fräulein, heute kann Frau Weber nichts arbeiten, ihr Knabe ist krank; ich weiß nicht, ob sie etwas für das Ansehen rechnen wird, aber in ihrer Wohnung sieht es so ärmlich aus, daß sie gewiß thut, was Sie wollen, wenn sie nur erst Geld sieht.«

Hier unterbrach Frau v. Kolbert Betti mit einem unwilligen Blicke, und Cecilia sagte erröthend:

»Wenn die Frau so arm ist, darf ich wohl ihre Armuth nicht benutzen; nicht wahr liebe Mutter?«

»Gewiß nicht, mein Kind.«

»Gut denn, weil ihr Kind krank ist, will ich ihr gleich durch Betti statt 3, fünf Gulden schicken.«

»Das ist schön, liebe Cec il te, weil aber 5 fl. nicht hinreichen werden, so will ich noch 10 dazufügen, und wir gehen, sie ihr selber hinzubringen, um uns zu überzeugen, ob ihr sonst nichts als Geld fehle.«

»Wie gut Sie sind, liebe Mutter; ich habe nie gedacht, daß man einem Armen etwas Anders als Geld zu geben braucht.«

»Wären denn Trost und Sorgfalt nicht auch Etwas, das wir zu erweisen verpflichtet sind? So hast Du wohl auch nicht gedacht, daß es Unrecht war, der armen Frau ihr sauer verdientes Geld vorzuenthalten.«

»Nein, liebe Mutter, es ist ja nur von gestern her.«

»D glaube mir, mein Kind, 24 Stunden sind sehr lang, besonders wenn sie in Elend und Angst vergehen.«

Unter diesen Gesprächen waren sie in der Frau Weber Wohnung gekommen, und Cec il ie, welche diesen Weg als Spaziergang angesehen hatte, fühlte ihr Herz bey dem Eintritte nicht wenig beklommen. Auf einem elenden Bette lag ein armer 8jähriger Knabe, dessen bleiches Angesicht die Stärke seiner Krankheit zeigte. Die Mutter saß bey ihm, hielt seine heißen Hände fest geklammert, und verwendete kein Auge von ihm. Neben dem Bette war Herr Schmidt eifrig mit dem Kleinen beschäftigt, und Frau Ma yer bereitete unter leisem Gebethe, ein kühlendes Getränk.

Der Knabe athmete kaum mehr, die arme Mutter hatte fast keine Thränen mehr, und der theilnehmende Arzt runzelte sorgenvoll seine Stirne. Cec il ia nahte

zitternd und sagte: »Meine Mutter ist mit mir gekommen, daß ich Ihnen selber das bringe, was ich schuldig bin, um« — —

»O Fräulein,« unterbrach sie Frau Weber, »gestern früh hätten mich die drey Gulden gerettet, jetzt brauche ich nichts mehr!« Mit diesen Worten legte sie die Geldbörse unbesehen auf das Tischchen, und Cecilia, den Vorwurf fühlend, zerfloß in Thränen.

Der Studierende tröstete die Stickerinn mit den Worten: »Beruhigen Sie sich doch, fassen Sie Muth, noch ist nicht alles verloren; es ist zwar gefährlich, aber mit Gottes Hilfe, und dem Beystand dieser Damen hoffe ich ihn zu retten.«

»Beystand?! Und wenn Sie mir beystünden, was kann man mehr thun, als Sie gethan haben, Herr Schmidt! Sie wachten die Nacht durch an seinem Lager, versetzten Ihre Uhr, um mir Geld zu verschaffen; aber geht es August besser? Gestern früh, da wäre es Zeit gewesen: aber Sie haben mir es in Ihrer Hitze merken lassen, daß keine Hoffnung sey. Mindestens habe ich mir nichts vorzuwerfen.«

»O Herr Doktor,« rief Cecilia weinend aus, »retten Sie ihn, ich gebe alles was ich besitze; mein monatliches Taschengeld von 15 fl., meine Goldkette, alles was ich an Geschenken erhalten, o thun Sie ihr Möglichstes. Wenn ich mir seinen Tod vorwerfen müßte, könnte ich Zeit Lebens nicht wieder froh werden!«

Jetzt trat auch Frau von Kolbert, die seitdem geschwiegen hatte, vor, und sagte ihre Beyhilfe zu Allem was benöthigt werde, zu; zu Frau Weber wendete sie sich aber mit den Worten: »Was Gott thut, ist immer weise, liebe Frau, und das heutige Unglück hat Ihnen

Freunde gegeben, die, wie ich hoffe, eines Tages Ihnen und Ihrem Sohne nützlich seyn werden.»

Frau Weber war noch so lange jedem Troste unzugänglich, bis sie sichtbar die endliche Besserung des Kleinen, durch die unermüdete Thätigkeit des braven Schmidt herbeygeführt, eintreten sah. Cecilia litt unterdessen ohne Murren, während der langen Dauer der Krankheit, daß ihr jede Ausgabe versagt und manches Vergnügen entzogen werde, und die Entbehrungen übten einen heilsamen Einfluß auf ihre früher so leichtsinnige und eitle Gemüthsart aus. Ueberdies wiederholte ihr auch die Mutter täglich, unter Darstellung der traurigen Folgen ihrer Untugend, wie die Zeit und der Lohn des Arbeitenden für jeden, der arbeiten lasse, geheiligt seyn soll, und der Zeitpunkt der endlichen Genesung August's, der in der Folge von Cecilia und ihrer Mutter stets reichlich unterstützt, und dessen Fortkommen gesichert wurde, war auch jener der geistigen Genesung Cecilien's.

Wilhelm und Florentine, oder Die Früchte der Trägheit.

Die Abreise der Erzieherinn.

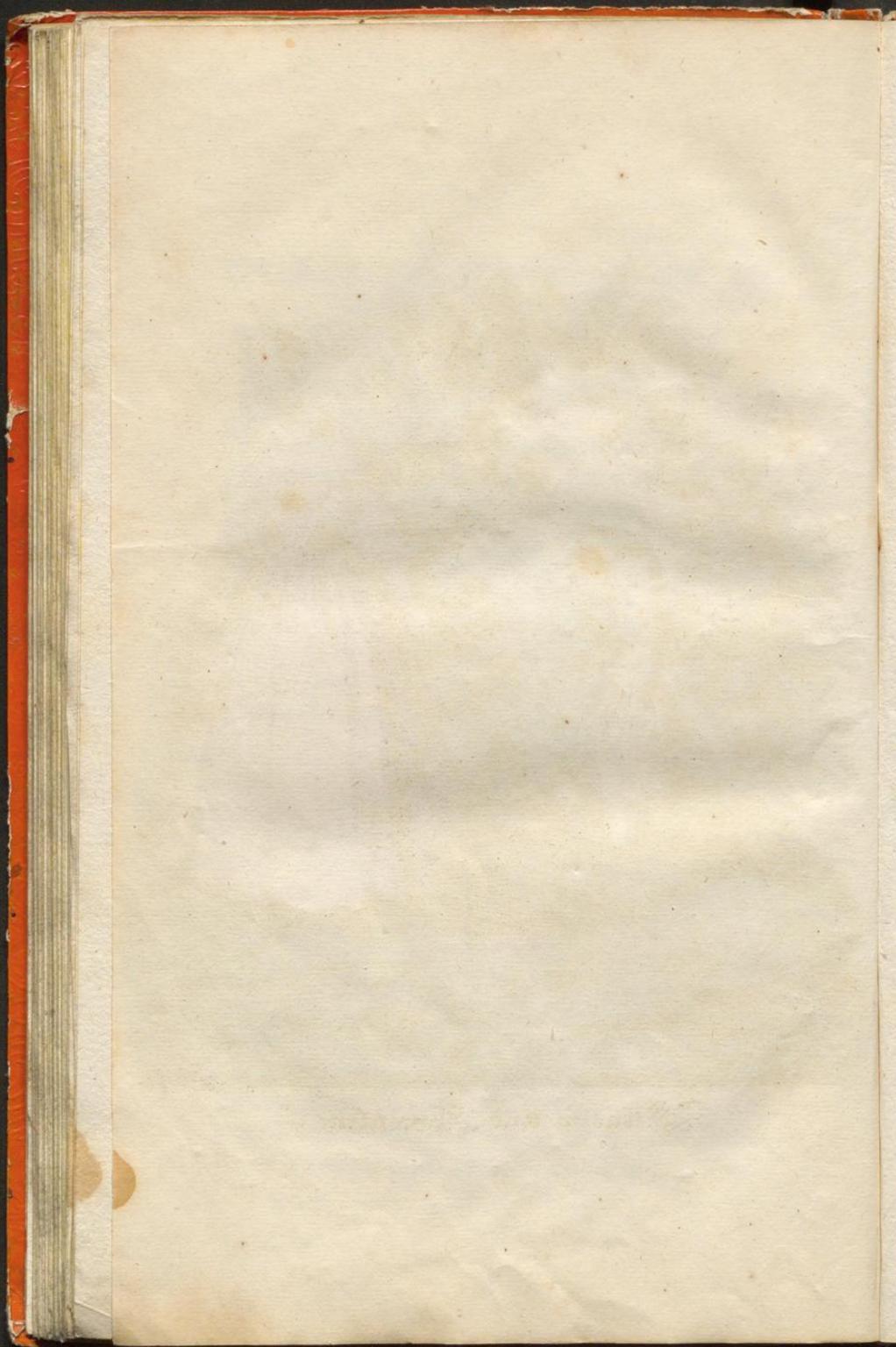
Familien-Verhältnisse nöthigten Fräulein Louise, Erzieherinn der beyden Kinder des Hofrathes Frazer, für einige Tage ihre Zöglinge zu verlassen. Damit sich diese aber während ihrer Abwesenheit nützlich beschäftigten, so hinterließ sie ihnen jeden eine Aufgabe auszuarbeiten und auswendig zu lernen, indem sie ihnen sagte: wie sie hoffe bey ihrer Zurückkunft zu vernehmen, daß sie nicht müßig gewesen seyen. Wilhelm und Florentine versprachen das Beste, indem sie Fräulein Louise versicherten, daß sie gewiß zufrieden seyn werde.

Der erste Tag.

Raum waren sie sich selbst überlassen, so schlug Wilhelm seiner Schwester einen Spaziergang vor, den diese mit den Worten annahm: »Heute ist es unmöglich zu lernen, wir müssen doch unsre Freyheit genießen: wenn wir morgen früh aufstehen, ist die verlorne Zeit gleich eingebracht,« demnach streiften sie bis zur Mittagszeit hin und her, und Nachmittag fuhren sie auf dem Teiche in ihres Vaters Garten herum. Sie legten sich mit dem festen Vorsatz nieder, recht früh aufzustehen, trugen auch dem Bedienten auf, sie zeitig zu wecken, als dieser aber am andern Morgen um 5 Uhr kam, ließen sie sich vom Schläfe so beherrschen, daß sie wieder einschlummer-ten, und erst um 9 Uhr das Bett verließen.



Wilhelm und Florentine.



Der folgende Tag.

Während des Frühstückes zerstreute sie ein blinder Musikant, dessen mistönende Länge ihnen Lust machten, sich darnach herumzudrehen. Von dieser Arbeit ermüdet, ruhten sie im Gartenhause aus, wo sie der Anblick eines Vogelnestes, in welchem zwey Jungen von ihren sorgfältigen Aeltern gefüttert wurden, unterhielt; dann war Essenszeit, und hierauf wurden kleine Nachbarn besucht.

Die guten Vorsätze.

So verging der zweyte Tag mit Nichtsthun, und Wilhelm dachte erst im Bette daran, morgen gewiß fleißig zu lernen; auch legte er sein Buch unter das Kopfkissen, um es am andern Tage gleich bey der Hand zu haben. Das selbe that auch Florentine, »denn« meinte sie »Fräulein Louise wird sehr böse werden, wenn wir ungehorsam waren. Schade nur, daß ich eben so viel zu thun habe; morgen muß ich mein Kleid ausbessern, sonst müßte ich es zerrissen tragen.«

»Und ich,« sagte Wilhelm, »ich muß morgen nothwendig meinem Freunde Julius Kugeln zum Spielen kaufen. Nun geht das Lernen morgen nicht, so ist ja wieder ein Tag, und setzen wir uns erst daran, so ist es bald vollbracht.«

Doch fanden sich auch am folgenden und dritten Tage neue Ursachen nicht zu lernen, denn der böse Wille hat immer einen Vorwand zu seinem Gunsten, und verzögert so lange, bis es zum Handeln zu spät ist.

Rückkunft der Erzieherinn.

Bereits war Fräulein Louise eine Woche abwesend, als die Kinder Abends vor dem Hausthore spielend, sie von weiten kommen sahen; gleich dachten sie an ihre Aufgabe, und statt ihrer Erzieherinn entgegen zu gehen, liefen sie ins Haus, ihre Bücher zu suchen. Die fanden sich aber nirgends; umsonst wurde jedes Zimmer, ja auch das Gartenhaus durchsucht, umsonst jeder Bediente befragt, nichts war zu sehen, niemand wußte davon. Sie durchliefen nochmahl das ganze Haus, versteckten sich in der Küche, als sie Fräulein Louise kommen hörten, und gingen zuletzt in ihres Vaters Arbeitszimmer, wo sie noch nicht gewesen waren, und dem sie seine Schriften und Bücher durchwühlten, um die ihrigen zu finden.

Uebler Rath.

Als sie auch hier vergebens gesucht hatten, rief Wilhelm: »Weißt du was, Florentine, mir kommt ein guter Gedanke! Nehmen wir unsre Hüte, und gehen wir fort, als machten wir einen Spaziergang. Wir kommen erst nach dem Abendessen zurück, und dann ist es zu spät, daß uns Fräulein Louise ausfragt. Morgen früh aber lernen wir unsre Aufgabe, ehe sie noch aufgestanden ist.«

»Wie,« sagte Florentine, »ohne Bücher?«

»D,« erwiderte der Bruder, »die finden wir schon, fürchte nichts.«

Die Flucht.

Schnell eilten sie in den Garten, in welchem sie bey nahe von Fräulein Louise entdeckt worden wären, als

sie, hinter einem Strauche versteckt, von ihr gesucht wurden; ein zufälliges Geräusch aber lenkte ihre Schritte in eine andre Gegend des Gartens, und die beyden Kinder sprangen indessen über die Hecke, und verbargen sich in Kornfelder bis es Dunkel wurde. Sie wollten nun heimkehren, verfehlten aber in der Angst die Richtung, und entfernten sich immer weiter vom Hause. Es war im Herbst, wo es früher Nacht wird, und es war schon sehr finster, als sie ihren Irrthum bemerkten.

Die Nacht im Freyen.

Florentine weinte. »O mein Gott, wo sind wir hingerathen? Was fangen wir an? Was wird aus uns?«

Wilhelm tröstete sie, und sie versuchten auf ihren alten Weg zurück zu kommen; sie nahmen sich bey der Hand, stolperten aber mitsammen über Baumwurzeln und fielen; ganz zerkrast im Gesichte standen sie schluchzend auf, und fingen an die Ursache ihrer Wanderung zu bereuen.

»Ach,« meinte Wilhelm, »warum haben wir unsre Aufgabe nicht gelernt! Jetzt könnten wir vergnügt bey unsern Aeltern zu Hause seyn!« Die kalte Nachtluft fiel ihnen sehr empfindlich, und machte sie hungrig. Endlich sahen sie ein Licht schimmern, auf das sie zugingen, doch noch zur rechten Zeit bemerkten sie, wie der Boden sumpfigt wurde, und sie daher nur ein im Moraste entstandnes Irrlicht gesehen hätten. Es blieb ihnen, von Hunger und Kälte erschöpft, zuletzt nichts übrig, als sich an einen großen Strauch gelehnt, niederzusetzen, wo sie Arm in Arm unter Furcht und Thränen einschliessen.

Große Angst im Aelternhause.

Inzwischen waren die Aeltern nicht wenig bestürzt, als Abends Wilhelm und Florentine nicht zu

Hause kamen. Hofrath Frazer, der immer erst spät aus seinem Amte abkommen konnte, und seine Frau, welche schon einige Wochen durch Krankheit an der Aufsichtigung der Kinder gehindert worden war, sandte gleich nach allen Seiten die Dienerschaft aus; auch Fräulein Louise schloß sich den Suchenden an, doch war alles Suchen vergebens. Es ging die ganze Nacht niemand zu Bette, immer in der Hoffnung, jezt und jezt kämen die Vermissten; Hofrath Frazer selber durcheilte einen großen Theil der Gegend, doch auch sein Suchen war nicht mit Erfolg gekrönt.

Die Heimkunft der Kinder.

Bey Sonnenaufgang erwachten Wilhelm und Florentine, und erkannten in der Gegend zu ihrem Erstaunen eine Wiese, die zwey Stunden weit vom Aelternhause entfernt war. Sie eilten heimzukommen und gelangten auch glücklich gegen sieben Uhr Morgens zu Hause an, wo sie beym Eintritte gleich von den Aeltern bemerkt, und freudig in ihre Arme geschlossen wurden. Dann fragte sie der Hofrath, wie es gekommen sey, daß sie über Nacht ausgeblieben wären. Die Kinder errötheten und verstummten anfangs, dann aber fielen sie vor dem Vater auf die Knie und bekannten weinend alles. Dieser befahl ihnen aufzustehen, und führte sie schweigend zum Frühstück, und dann in sein Arbeitszimmer, über dessen Unordnung er ihnen keinen Vorwurf machte, was sie aber um so mehr schmerzte; denn wenn man erst seinen Fehler erkennt, sind die Vorwürfe, die man sich selbst macht, die strengsten, und manches Kind glaubt oft durch Verweise seine Fehler geföhnt zu sehen.

Ermahnung des Vaters.

Der Hofrath sprach dann Folgendermaßen zu ihnen:
 »Obwohl ich sehr unzufrieden mit eurer Trägheit bin, die euch und uns so viel Angst verursachte, so erlasse ich euch doch jede andre verdiente Strafe, denn ich sehe euch reuig: aber ihr müßt mit Aufmerksamkeit meine Lehren anhören, um in Zukunft nicht in ähnliche Fehler abermahls zu verfallen. Ihr sagtet mir, eure Absicht sey nicht gewesen, gar nichts zu lernen, sondern nur es zu verschieben: das zeigt, daß ihr keinen festen Entschluß gefaßt habt, eure Schuldigkeit zu erfüllen. Ihr nahmt euch nicht die gehörige Mühe dazu, obwohl ihr es fühltet, daß ihr eurer Erzieherinn ungehorsam wart; ihr glaubtet euch zufriedner, wenn ihr auf morgen verschobt, was ihr heute hättet thun sollen; aber bekennet es selbst: konntet ihr ein Vergnügen ohne eine gewisse innre Beflommenheit genießen?« Das ist wahr, »riefen beyde Kinder einstimmig.«

»So wie ihr am folgenden Morgen,« fuhr der Hofrath fort, »euren guten Vorsatz abermahls verschoben habt, häuften sich die Schwierigkeiten, die sich eure Unentschlossenheit und Trägheit bildete. Die Entdeckung zu vermeiden, nahmt ihr zuletzt gar zu einem elenden Mittel Zuflucht, dessen Unzulänglichkeit ich euch nicht vorzustellen brauche, da ihr euch noch lebhaft daran erinnern, und mich künftighin nicht in die Nothwendigkeit setzen werdet, sie euch ins Gedächtniß zurückzurufen.«
 »Das versprechen wir,« betheuertem Wilhelm und Florentine.

Reue und Verzeihung.

»Ich zähle auf dieß Versprechen,« sagte der Vater, »aber die Folgen eurer Trägheit, die ihr nicht bemerktet, muß ich euch aufzählen. Ihr habt durch Mißbrauch und Versplitterung der Zeit Gott beleidigt; ihr habt eurer guten Mutter und mir die peinlichste Angst verursacht. Da wir nicht wissen konnten, was euch geschehen ist, und als sorgsame Aeltern ans Aergste dachten, haben wir jede Minute der Nacht in Bestürzung und tödtlichen Schrecken zugebracht, der besonders eurer kaum genesenen Mutter sehr furchtbar werden konnte. Wollt ihr nun euern Fehler gut machen?«

»O ja, lieber Vater.«

»Nun gut denn, die einzige Genugthuung, die der Himmel verlangt, und die eurer Mutter und mir angenehm seyn kann, ist die, euch nimmer auf gleiche Art zu betragen. Dazu bedarf es aber eines aufrichtigen und festen Entschlusses, der gleich jetzt ausgeführt werden muß, eure gewohnte Trägheit zu überwinden, sonst werdet ihr dadurch noch in die traurigsten Lagen kommen, denn Faulheit und Unentschlossenheit sind die Quelle der Hälfte aller Uebeln des Lebens. Erstre setzt ihre Anhänger der Armuth aus; wenn sie kein Vermögen haben, verdienen sie nichts, oder sie verlieren es, wenn sie es besaßen; und die Unentschlossenheit zeigt eine schwache Seele an, Schwäche aber führt immer zu Fehlern, und diese zu bitterer Reue. Wollt ihr mir beweisen, daß euch diese Vorsätze wirklich Ernst seyen, so bittet eure gute Mutter um Verzeihung, ihr so viel Kummer verursacht zu haben, und Fräulein Louise wegen eurer Nachlässigkeit. Vergest nie, daß ihr dersel-

ben, gleich uns, Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sey, da sie unsre Stelle bey Euch vertritt. <

Wilhelm und Florentine folgten diesen Lehren und Rathschlägen, und da sie ihrem Versprechen treu nachkamen, wurde in der Folge über sie keine Klage mehr gehört.

I n h a l t.

	Seite.
Vorwort	3
Belohnte Theilnahme	5
Die Schleifbahn	16
Linchen und Eugenie	17
Water Liebmann und die Seinen	23
Folgen einer Klige	29
Fleiß und Müßiggang	38
Der unzufriedene Hofhund (Fabel)	47
Das verirrte Kind	48
Der Pilger und der Bettler (Fabel)	58
Die Denkmünze	59
Ungeduld und Ergebung	70
Der Kleine Geizhals	80
Eigensinn und Widerspruchsgeist	87
Der Rosenstrauch und der Jasmin (Fabel)	99
Das Fräulein und die Stickerinn	101
Wilhelm und Florentine, oder die Früchte der Trägheit	110

1 1 1 1 1

1	1
2	2
3	3
4	4
5	5
6	6
7	7
8	8
9	9
10	10
11	11
12	12
13	13
14	14
15	15
16	16
17	17
18	18
19	19
20	20
21	21
22	22
23	23
24	24
25	25
26	26
27	27
28	28
29	29
30	30
31	31
32	32
33	33
34	34
35	35
36	36
37	37
38	38
39	39
40	40
41	41
42	42
43	43
44	44
45	45
46	46
47	47
48	48
49	49
50	50
51	51
52	52
53	53
54	54
55	55
56	56
57	57
58	58
59	59
60	60
61	61
62	62
63	63
64	64
65	65
66	66
67	67
68	68
69	69
70	70
71	71
72	72
73	73
74	74
75	75
76	76
77	77
78	78
79	79
80	80
81	81
82	82
83	83
84	84
85	85
86	86
87	87
88	88
89	89
90	90
91	91
92	92
93	93
94	94
95	95
96	96
97	97
98	98
99	99
100	100

